

1 Einleitung

Die vorliegende Arbeit behandelt die Bürger*innenwerdungsprozesse von deutschen Jüd*innen in Chile aus rassismustheoretischer Perspektive.

Ich möchte mithilfe eines wissenschaftlich noch nicht untersuchten Reiseberichts von Reinhard Schantz mit dem Titel »Zwischen Stille Ozean und Kordillere« in diese Thematik einführen. Anhand dieses Textes möchte ich zum einen einen ersten Eindruck vom »deutschen Kontext« vermitteln, in den deutsche Jüd*innen bei ihrer Ankunft in Chile gelangten, und zum anderen exemplarisch die rassismustheoretische Perspektive meiner Arbeit darstellen.

Zu seiner Ankunft in der Stadt Osorno schreibt Schantz:

Ich selbst bin nun zunächst am vorläufigen Endziel meiner Reise angelangt. Ursprünglich hat mich ein reiner Zufall vor meiner Abfahrt aus Deutschland bestimmt, in Osorno mein Standquartier aufzuschlagen; der Platz erweist sich jedoch schon jetzt als durchaus zweckmäßig für meine eigentlichen Pläne. Von hier aus werde ich meine Exkursionen in die Landschaften an der Westküste Südamerikas unternehmen können, werde unter den Menschen leben, von denen die abenteuerlichsten Gerüchte in Europa umlaufen, werde an Ort und Stelle die Geschichte dieses von unserer Wissenschaft so stiefmütterlich behandelten Gebietes am Pazifischen Ozean viel besser begreifen, als wenn ich mir aus dicken Büchern europäischer Autoren etwas zusammenlese, dessen Wert für einen der naturgegebenen Verhältnisse Unkundigen doch immer zweifelhaft bleiben muss.

Im Augenblick bin ich einmal froh, von einer Familie beherbergt zu werden, die trotz ihres mehr als dreißigjährigen Aufenthaltes in Osorno ihren typisch deutschen Charakter bewahrt hat. Dieser Eindruck wird auch nicht durch Antonia, das Dienstmädchen, gestört: eine echte Araukanerin des südlichen Chile, von untersetzter, plumper Gestalt, kurzem Hals, rundem Katzenkopf mit schiefstehenden, ein wenig vorquellenden Augen und den schwarzen, ins Bläuliche gehenden strähnigen Haaren. (Schantz, ca. 1950, S. 73f.)

Der Autor kommt nach einer langen Reise, die in der Erzählung in Hamburg anfängt, in Osorno, Südchile, an. Dort wird er von einem ehemaligen Direktor der deutschen Schule der Stadt, Fritz Körber, erwartet und bekommt bei ihm ein Zimmer zum Wohnen. Auf

den vorherigen Seiten beschreibt der Autor seine Erlebnisse auf dem Schiff sowie in Porto Alegre, Brasilien, Magallanes und Valdivia, Chile, Orte, durch die die Reise geht und in denen er durchgehend von Deutschen umgeben ist. Einige von ihnen reisen wie er zum ersten Mal nach Chile, die meisten haben schon länger Familie im Süden des Landes.

Das Erscheinungsjahr ist im Buch nicht abgedruckt. Die Antiquariate, die es online anbieten, geben zwei Erscheinungsjahre an: 1946 und 1950. Der Gemeinsame Verbundkatalog (GVK) schätzt es auf ca. 1949. Im Text finden sich zudem keine expliziten Angaben, die erschließen lassen, wann genau die Reise stattfand. Anhand einiger Textstellen lässt sich lediglich ein Zeitraum während oder kurz nach dem Zweiten Weltkrieg vermuten. Es werden zum Beispiel der Film »Traumulus« aus dem Jahr 1936 sowie das Buch »Lateinamerika« von Hermann Lufft aus dem Jahr 1930 erwähnt, die der Autor als Gesellschaftsinteressierter und Gebildeter, wie er sich selbst charakterisiert, vor Kurzem gesehen bzw. gelesen haben soll. Auch wird auf Seite 156 von der Begegnung mit einem Österreicher erzählt, der dem Autor mitteilt, vier Jahre im Zweiten Weltkrieg mitgekämpft und dann ein Jahr in Gefangenschaft in Italien verbracht zu haben, woraufhin er stellenlos wurde und deshalb nach Chile auswanderte. Da er noch im Begriff war, sich mit dem neuen Kontext vertraut zu machen, und, für den Autor Schantz unverständlicherweise, davon noch sehr weit entfernt war, lässt sich denken, dass sich der Österreicher noch nicht lange in Chile aufgehalten hatte. Das spricht für das Jahr 1946. Eine zweite Begegnung des Autors auf Seite 185 lässt für die Reise einen noch früheren Zeitpunkt erahnen. In Bolivien trifft er den 22-jährigen Sohn eines bolivianischen Ministers, der im Chaco-Krieg gekämpft habe. Wenn der Chaco-Krieg zwischen Bolivien und Paraguay 1935 zu Ende war und wir annehmen, dass der Sohn des Ministers damals nicht jünger als 15 Jahre gewesen sein dürfte, müsste diese Begegnung sogar schon im Jahr 1943 stattgefunden haben. Zudem erfahren Leser*innen am Ende des Buches, dass die Reise drei Jahre gedauert habe. Damit könnte sie auf die Zeit von 1943 bis 1946 datiert werden.

Im Reisebericht lässt sich auch der Hintergrund des Autors und seiner Reise nicht eindeutig erkennen. Zu dem im Zitat geäußerten Ziel, die Pazifikküste zu bereisen, ist nichts Weiteres angegeben, was erfahren ließe, warum er in Südamerika ist und was er genau vor Ort vorhat. Auch wird nicht erwähnt, was er früher in Deutschland gemacht hatte, bis auf eine Information am Ende des Buches, wo er sich bei der Beantwortung einer Frage nebenbei als Historiker darstellt. Im GVK wird Reinhard Schantz als im Jahr 1907 geborener Historiker und Philosoph bezeichnet. Er erhielt seinen Dokortitel im Jahr 1930 an der Universität Frankfurt a.M.. Mit Otto Heinrich Müller schrieb er im Jahr 1959 das Buch »Deutsche Geschichte im europäischen Zusammenhang«, welches zuletzt 1979 in der 5. Auflage veröffentlicht wurde.

In den erwähnten Begegnungen des Autors wird vermittelt, dass er sich vor allem unter Deutschen aufhielt, jedoch den Kontakt zu anderen gesellschaftlichen Gruppen zuließ. Zu dieser Art »Offenheit« kommt eine sich selbst zugeschriebene kritische Haltung hinzu, indem er deklariert, die »stiefmütterliche« Sicht in Europa auf diese Region korrigieren zu wollen. Jedoch wird kurz nach dieser Absichtserklärung und bei der Begegnung mit einer Angestellten (dem »Dienstmädchen«) klar, dass er sich selbstverständlich als ein »weißer« Autor versteht, der sein Tun für »unsere Wissenschaft« aus einem rassistischen Wissen heraus produzieren wird. Das Buch ist zugleich bezeichnend für die Darstellung der Präsenz und eines gut funktionierenden sozialen Netzwerkes der (Nach-

fahr*innen von) Deutschen in Chile sowie in Südamerika überhaupt – überall wird er von Deutschen erwartet und fährt von dort zu anderen Deutschen weiter. Jedoch gibt es im Buch keine Erwähnung der 16 000 deutschen Jüd*innen, die hauptsächlich 1939, also kurz zuvor, in Chile Zuflucht suchten und aufgrund der Einwanderungsbestimmungen zum Teil im Süden den deutschen Kolonien zugeordnet wurden; ebenso wenig tauchen die (ex-)nationalsozialistischen Funktionäre auf, die kurz nach dem Ende des Krieges ebenfalls in Südamerika und in den deutschen Kolonien untertauchten. Das Auslassen der Flucht deutscher Jüd*innen nach Chile und der Unterstützung von Deutsch-Chilen*innen am Nationalsozialismus ist gerade von einem Historiker umso erstaunlicher und kann nur als eine Positionierung gelesen werden, an einer hegemonialen Repräsentation mitzuwirken, die ihre Rassismen und postkolonialen Praktiken nicht hinterfragt.

Vor dem Hintergrund einer langen chilenisch-deutschen Geschichte untersucht die vorliegende Arbeit 1) die Bürger*innenwerdungsprozesse von deutschen Jüd*innen in Chile und fragt nach Subjektpositionierungen sowie (neuen) Selbstverständnissen durch den Wechsel vom deutschen in den chilenischen Kontext. Im Fokus stehen Kontinuitäten und Brüche von Rassismen europäischer und lokaler Herkunft und deren Auswirkungen auf diese Prozesse. Auf Grundlage der Ergebnisse wird dann 2) ein Konzept zur filmischen Repräsentation dieser Prozesse entwickelt. Dabei wird eine kritische Perspektive einer Repräsentation, wie die des Buches von Schantz, die Gewalt in den Verflechtungen unterschlägt, ausgearbeitet und entsprechend dieser Kritik ein Sequenzprotokoll entwickelt. Dieses Filmkonzept bildet die Grundlage für die Produktion eines kulturanthropologischen Filmes zum Themenkomplex dieser Arbeit im Anschluss an die Promotion.

Folgende weitere Forschungsfragen sind für meine Arbeit wichtig: 1) Wie wurden deutsche Jüd*innen von der chilenischen Gesellschaft und den alteingessenen Deutsch-Chilen*innen aufgenommen? 2) Welche Identifikations- und Beheimatungsprozesse im chilenischen Kontext, mit der dortigen Politik und sozialen Lage, lassen sich feststellen? 3) Welche Formen von Kontinuitäten oder Brüchen nehmen antisemitische und weitere rassistische Konstruktionen im heutigen Chile an? 4) Wie lässt sich dieser Themenkomplex mittels eines kulturanthropologischen Films darstellen?

1.1 Hintergründe und Aufbau der Arbeit

Mein Dissertationsprojekt nahm seinen Anfang mit der Vorstellung, die Forschungsergebnisse in Form eines Films zu präsentieren. Deshalb wurden alle Interviews vor der Kamera geführt. Das Filmen wurde somit zur Methode der Datenerhebung für diese Arbeit. In welchem konkreten Verhältnis das Filmische und das Schriftliche letztlich zueinanderstehen würden, stand jedoch lange Zeit nicht fest. Die Vorstellungen reichten von einem Film mit Begleittext über eine Monografie mit Begleitfilm bis hin zur jetzigen Form: eine Monografie mit einem Kapitel, in dem ich ein Filmkonzept vorstelle.

Diese unterschiedlichen Überlegungen zu Beginn meiner Promotionsarbeit, in welcher Form ich die Ergebnisse präsentieren sollte, zeichnen meinen Versuch nach, eine

Balance zu finden zwischen dem Erproben eines neuen Weges der Promotion¹ und – durch Learning by Doing – dem Herausfinden von Umsetzungsschwierigkeiten, etwa bei der Überarbeitung und Anpassung des eigenen Arbeits- und Zeitplans, entsprechend der Suche nach Ressourcen für Forschungsreisen und Dreharbeiten in verschiedenen Ländern und der Zeitverfügbarkeit meiner Gesprächspartner*innen. Die Entscheidung für eine Monografie mit einem Kapitel zum Filmkonzept bietet – auch auf pragmatischer Ebene – folgende Lösung: Sie soll die Suche nach Produktionsgeldern – für die restlichen Dreharbeiten, den Schnitt und die Postproduktion – erleichtern. Darin unterscheidet sich mein Vorhaben nicht von dem, was als weiteres Ziel von Filmkonzepten formuliert wird: Diese entstehen auch im Hinblick auf die Finanzierung eines Projektes (vgl. Schadt 2002, S. 144; Eckardt/Näser 2014, S. 276); sie sollen aber auch den Autor*innen dabei helfen, Feedback von Profis zu erlangen (vgl. Friedmann 1995, S. 76f.).

Ein Filmkonzept zu entwickeln, stellt eine Praxis im ethnografischen Filmprozess dar, bei der Theorie und Empirie in ein sich gegenseitig befruchtendes Wechselverhältnis gebracht werden. Das Filmkonzept entsteht nach der Feldforschung mit der Kamera und vor dem Film selbst. In dieser Arbeit bietet der Film eine Reflexion zur audiovisuellen Umsetzung der Bürger*innenwerdungsprozesse deutscher Jüd*innen in Chile aus rassismustheoretischer Perspektive an. Dabei dockt er an die gewonnenen Ergebnisse an und erweitert diese Analyse um eine Auseinandersetzung mit einer möglichen filmischen Repräsentation der Ergebnisse. (Weitere) Dreharbeiten sowie Montage und Postproduktion stehen auch nach Abschluss dieser Arbeit noch bevor. Das Filmkonzept ist somit ein Schritt im Filmprozess, der diese bevorstehende Arbeit unter Berücksichtigung der bereits realisierten Dreherfahrungen vorbereitet. Bei dieser Herangehensweise stütze ich mich auf die Annahme des Kulturanthropologen und Filmemachers Thorolf Lipp, der besagt, dass gerade in der Visuellen Anthropologie erst die audiovisuelle Praxis die Fragen generiert, über die dann theoretisch zu reflektieren ist (vgl. 2012, S. 5).

Die Erfahrungen deutscher Jüd*innen, die aufgrund der Verfolgungen in Deutschland nach Chile emigrierten, sowie ihre Positionierungen in der rassifizierte chilenischen Gesellschaft stehen im Mittelpunkt der Forschung. Dafür wurden vor der Kamera leitfadengestützte Interviews mit deutschen Jüd*innen der ersten Generation und mit Nachfahr*innen geführt sowie Feldforschung und Archivarbeit betrieben. Meine Gesprächspartner*innen lebten zur Zeit des Interviews in Chile, in den USA oder in Deutschland, und so bewegte sich die Forschung zwischen diesen Kontexten, wobei der chilenische Kontext im Fokus steht. Weitere Hintergründe für meine Forschung werden im zweiten Kapitel näher beleuchtet. An dieser Stelle möchte ich bereits anmerken, dass das Thema meiner Arbeit als eine Folge meiner eigenen Reise vom Süden Chiles nach Deutschland aufzufassen ist, initiiert durch ein Austauschprogramm zwischen der Universidad Austral de Chile von Valdivia und der Georg-August-Universität Göttingen.

1 Als ich mit meinem Projekt angefangen habe, gab es am Institut keine Erfahrungswerte mit einer Promotion in Form eines Films. Auch musste erst die Promotionsordnung der Philosophischen Fakultät modifiziert werden, um die Möglichkeit einer Promotion mit Film sicherzustellen. In der seit Oktober 2015 gültigen neuen Promotionsordnung kann die Dissertation seither auch aus einem Film oder einem anderen audiovisuellen Medienformat bestehen.

Bereits in der Einleitung stelle ich die theoretische Perspektive dieser Arbeit sowie die Geschichte der Beziehungen zwischen Chile und Deutschland dar, wozu sie, aus dieser Perspektive und anhand der Erfahrungen und Positionierungen deutscher Jüd*innen, beiträgt.

Zunächst stelle ich in Unterkapitel 1.2 die rassismustheoretische Perspektive und das Verständnis von Bürger*innenschaft vor, mit dem diese Arbeit operiert. In Unterkapitel 1.3 gebe ich die Geschichte der Etablierung von deutschen Kolonien und die Entstehung der chilenisch-deutschen Beziehungen sowie allgemeine Informationen zur Entstehung jüdischer Gemeinden in Chile zusammenfassend wieder. Darauf folgend kommentiere ich den aktuellen Stand der Forschung hierzu.

Im zweiten Kapitel stelle ich das Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit dar. Dieses Kapitel ist nach dem Bild einer Zwiebel organisiert: Die Unterkapitel bauen aufeinander auf und entsprechen verschiedenen Ebenen des Konzeptionsprozesses meiner Forschung. So behandle ich unter 2.1 die Hintergründe, aus denen die Wahl des Themas hervorgegangen ist. Unter 2.2 beschreibe ich meinen Zugang zum Feld und stelle kontextbezogen meine Gesprächspartner*innen vor. Unter 2.3 spreche ich beispielhaft Herausforderungen meiner Forschung an und reflektiere meine Position darin.

In den daraus folgenden zwei Kapiteln geht es um die Erfahrungen und Positionierungen deutscher Jüd*innen in Chile in und zu den verschiedenen Knotenpunkten der chilenisch-deutschen Geschichte. Beide Kapitel eint, dass dabei das Interview bzw. die Interaktion im vorfilmischen Raum als Kommunikationssituation aufgefasst wird und dementsprechend, wenn angebracht, eine »Reflexion der interaktiven, situativen und performativen Positionierung im Erzählakt« (Meyer 2014, S. 249) erfolgt. Zum performativen Charakter des Sprechens fügt der Ethnologe Richard Bauman an, »that performance sets up, or represents, an interpretative frame within which the messages being communicated are to be understood, and that this frame contrasts with at least one other frame, the literal« (1975, S. 295). Diese Ebene der »metacommunication« (ebd.) ist für meine Forschung vor dem Hintergrund, dass die Interviews vor der Kamera geführt wurden, besonders wichtig. Die Bedeutung dieser Ebene für eine Selbstrepräsentation meiner Gesprächspartner*innen bzw. für die Repräsentation der Ergebnisse der Forschung in Form von Film wird im dritten Kapitel angerissen, jedoch im Rahmen der Vorstellung des Filmkonzeptes intensiver diskutiert.

Im dritten Kapitel analysiere ich die Bürger*innenwerdungsprozesse meiner Gesprächspartner*innen aus rassismustheoretischer Perspektive. Dabei berücksichtige ich ihre Erfahrungen und Positionierungen in bzw. zu verschiedenen Konjunkturen in Hinblick auf eine Analyse der Entwicklung und Anpassungsfähigkeit von Rassismen. Das Kapitel ist nach drei von mir herausgearbeiteten Knotenpunkten der chilenisch-deutschen Geschichte organisiert. Diese drei Knotenpunkte werden jeweils anhand eines historischen Ereignisses plastisch gemacht. Der erste Knotenpunkt ist die Flucht aus Deutschland und die Ankunft in Chile und wird unter 3.1 anhand einer antisemitischen Kampagne in Chile 1939, die als »Visa-Affäre« bekannt wurde, behandelt. Den zweiten Knotenpunkt stellt der Übergang von der sozialistischen Politik Allendes zur neoliberalen Diktatur Pinochets dar und wird unter 3.2 anhand des Militärputsches vom 11. September 1973 behandelt. Der dritte Knotenpunkt ist die Mapuche-Bewegung von heute, welche zugleich einen Bogen zur Anwerbung von deutschen Siedler*innen im 19.

Jahrhundert spannt, und wird anhand des Todes des Ehepaars Luchsinger im Jahr 2013 unter 3.3 behandelt.

Das vierte Kapitel beinhaltet ein Filmkonzept mit einer Diskussion zum kultur-anthropologischen Film als weiteres Medium zur Vermittlung des Themenkomplexes. Einführend reflektiere ich unter 4.1 meinen filmischen Forschungsprozess vor dem Hintergrund der fachlichen Debatte zum Film als Vermittlungsmedium kultur-anthropologischer/ethnografischer Ergebnisse. Im Unterkapitel 4.2 argumentiere ich unter Zuhilfenahme von Fachliteratur für eine Modalität des geplanten Films. Unter 4.3 beleuchte ich das Verhältnis des geplanten Filmes zur Geschichtsrepräsentation, um dann unter 4.4 für ein reflexives Narrativ zu argumentieren. Wie sich dieses reflexive Narrativ umsetzen lässt, stelle ich unter 4.5 anhand von Überlegungen zur Montage dar. Unter 4.6 konkretisieren sich die theoretischen Überlegungen des Kapitels exemplarisch an einem Sequenzplan zur dritten Episode des geplanten Filmes.

Im fünften Kapitel erfolgt dann eine abschließende Diskussion, die vier thematische Schwerpunkte hat. Unter 5.1 fasse ich die gewonnenen Erkenntnisse dieser Arbeit zusammen und unter 5.2 schließe ich diese an die Reflexionen zum Film als positionierte Forschung an. Die Unterkapitel 5.3 und 5.4 schauen in die Zukunft: Unter 5.3 stelle ich Überlegungen zur Einbettung der Produktion des in dieser Forschung konzeptionalisierten Films in ein kommendes Forschungsprojekt vor. Abschließend skizziere ich unter 5.4 weitere Forschungsprojekte, die auf Grundlage der Ergebnisse und/oder mit den theoretischen und methodologischen Perspektiven dieser Arbeit entwickelt werden könnten.

1.2 Zur theoretischen Perspektive der Arbeit

Im Folgenden werde ich die rassismustheoretische Perspektive, die diese Arbeit bei der Frage nach den Bürger*innenwerdungsprozessen von deutschen Jüd*innen einnimmt, sowie den Begriff von dieser Prozesse selbst, wie er für die Arbeit verstanden wird, umreißen.

1.2.1 Die rassismustheoretische Perspektive

Eine rassismustheoretische Perspektive nimmt Vergesellschaftungsprozesse in den Fokus, die aus einem Rassendiskurs zur Legitimierung bestimmter politischer und sozialer Ziele in Gang gesetzt werden. Im Folgenden werden die für meine Forschung wichtigen Aspekte der theoretischen Ausarbeitung zu Rassismus zusammengefasst wiedergegeben, welche in Kapitel 3 zum Forschungsfeld angewandt werden.

1.2.1.1 Rassismus vs. Rassenkonstruktion

Der Rassismusbegriff wurde zuerst benutzt, um die nationalsozialistische Theorie der Überlegenheit der »Arier« über die »Juden« zu kennzeichnen (vgl. Miles 1989, S. 353; Wipermann 1995, S. 20). Der Rassendiskurs ist hingegen älter und durchlief bis heute ver-

schiedene Phasen, auch wenn der Rassenbegriff – offiziell – überwunden wurde.² In der Auffassung von Étienne Balibar ist die Rassenzuordnung, auch wenn die Abgrenzungen zwischen den »Rassen« an Plausibilität verloren hat, als genealogisches Prinzip heute »dominanter denn je«, und zwar »in Form von Vorstellungen, welche die angenommene ›Mentalität‹ oder ›Fähigkeit‹ einer Einzelperson oder Gruppe auf den Ursprung und die Herkunft derselben zurückführen« (2008, S. 18). Rassismus ist demnach auch dann aktiv, wenn kein Rassendiskurs vorhanden ist (vgl. Miles 1989, S. 353; Wippermann 1995, S. 31).

Zudem sind Rassenkonstruktionen nicht gleich Rassismus: Die Rassenkonstruktion ist ein Vorgang der Kategorisierung und Repräsentation, in dem einem Anderen ein spezifisches Profil biologischer und kultureller Eigenschaften zukommt (vgl. Miles 1989, S. 354ff.). Rassismus dahingegen bezeichnet Ideologien, die auf einer Rassenkonstruktion basieren, aber darüber hinaus gehen, indem sie Ausschließungspraktiken bei der Verteilung von Ressourcen und Dienstleistungen durch eine negative Bewertung rechtfertigen, die Gruppen, die als Andere konstruiert werden, in diesem Prozess zugeschrieben bekommen. María Lugones stellt den Unterschied folgendermaßen dar: »Obwohl wir in der eurozentrischen kapitalistischen Moderne alle rassifiziert und einem Geschlecht zugeordnet sind, sind nicht alle unterdrückt von oder Opfer dieses Prozesses« (Lugones 2008, S. 82).³

»Rassen«-Diskurse wurden auch in Widerstandsdiskurse umgewandelt. Indem sie auf »somatischen Merkmalen« als »Zeichen einer gemeinsamen Erfahrung und eines gemeinsamen Schicksals als ausgeschlossene Bevölkerungsgruppe« (Miles 1989, S. 355) basieren, sind sie zwar Rassenkonstrukte, jedoch kein Rassismus. Die Autorinnen Annita Kalpaka und Nora Rätzel ergänzen, dass Ausschließungspraktiken, die auf Rassenkonstruktion basieren und gegen eine übergeordnete Gruppe gerichtet sind, zwar schädlich für die Handlungsfähigkeit von untergeordneten Gruppen und eine selbstbestimmte Gesellschaft sind, aber nur dann als Rassismus bezeichnet werden können, »wenn die Gruppe, die eine andere als minderwertige ›Rasse‹ konstruiert, auch die Macht hat, diese Konstruktion durchzusetzen« (Kalpaka/Rätzel 1990, S. 14).

Bei der Analyse von Subjektpositionierungen deutscher Jüd*innen ist die Unterscheidung zwischen Rassenkonstruktion und Rassismus wichtig. Auf der Ebene der Fremdzuschreibung werden deutsche Jüd*innen durch Antisemitismus zur untergeordneten und als europäische Migrant*innen und durch kolonialen Rassismus im chilenischen Kontext zugleich zur übergeordneten Gruppe konstruiert. Wie sich diese Zwischenstellung auf ihre Handlungsmöglichkeiten und ihre gesellschaftliche Position auswirkt, wird diese Arbeit zeigen.

2 Nach der Shoa, als die Unesco 1950 ein »Statement on race« formulierte und Genetiker*innen herausfanden, dass phänotypische Merkmale wissenschaftlich bedeutungslos sind (vgl. Wippermann 1995, S. 26f.).

3 Meine Übersetzung. Der Originaltext lautet: »A pesar que en la modernidad eurocentrada y capitalista, todos/as somos racializados y asignados a un género, no todos/as somos dominados o victimizados por ese proceso.«

1.2.1.2 Ideologische Artikulationen und eine Analytik des Werdens

Der Autor Robert Miles merkt an, dass die Tatsachen der biologischen Unterschiede im Alltag sekundär sind im Vergleich zu den Bedeutungen, die diesen Unterschieden zugeschrieben werden. Der Darstellungsprozess, in dessen Verlauf bestimmten Merkmalen eine Bedeutung zugeschrieben wird, nennt er »Bedeutungskonstitution« (Miles 1989, S. 354). In diesem Prozess wird biologischen Unterschieden ein besonderes Gewicht verliehen, zugleich werden diese zu Trägern einer Reihe zusätzlicher, untergeordneter Merkmale gemacht. Dies beinhaltet Selektion und Repräsentation. Rassismus ist hiernach eine Repräsentationsform, die – von biologischen Merkmalen als Mittel der Klassifizierung und Differenzierung ausgehend – Gruppen von Menschen gegeneinander abgrenzt.

Rassismus erfüllt die Bedingungen einer Ideologie, indem er die Form einer kohärenten Theorie hat, die der Welt erfolgreich Sinn geben kann. Zudem ist er praktisch adäquat, indem er »zumindes ein[en] Teil seiner Inhalte mit der Klassenzugehörigkeit« variiert (Miles 1989, S. 359). Hervorgebracht und reproduziert in komplexen, historisch bedingten ökonomischen und politischen Verhältnissen, tritt Rassismus häufig in Ergänzung mit Nationalismus und Sexismus auf (vgl. Miles 1989, S. 364ff.). Gemeinsam ist den drei Ideologien, dass sie auf einem Prozess der Bedeutungskonstitution basieren, die für Aus- und Einschließungspraxen aufgrund einer »natürlichen« Aufteilung der Menschen in Gruppen mit jeweils angeborenen Unterschieden genutzt werden. Demzufolge wird Macht als eine »vom Menschen unabhängige Determinante sozialer Verhältnisse« aufgefasst (Miles 1989, S. 364).

Zygmunt Bauman weist darauf hin, dass die modernen Nationalstaaten Freunde und Feinde mit einschlossen, aber Fremde aussonderten (vgl. 1991, S. 33). Das Nationsprojekt legitimiert somit ein einziges – ethnisches, religiöses, linguistisches und kulturell homogenes – Muster auf Kosten aller (ebd., S. 35ff.). In Bezug auf die Verbindung zwischen Rassismus und Nationalismus stellt Balibar fest, dass diese in einem Reziprozitätszyklus zueinander stehen: »Der Rassismus geht fortwährend aus dem Nationalismus hervor und richtet sich nicht nur nach außen, sondern auch nach innen [...]« (Balibar 1992, S. 68). So kann er verschiedenen Sektoren verschiedener Klassen eine politische Strategie liefern, indem er das Bild einer Gemeinschaft gibt, das eine »auf der Herkunft beruhenden Identität ausarbeitet, in dem sich Individuen aus allen Klassen wiedererkennen können« (Balibar 1989, S. 371). Auch Miles weist auf die Artikulation von Rassismus und Klassismus hin: »Vorstellungen von ›Rasse‹ und ›Nation‹ sind klasse- und geschlechtsübergreifende Formen der Kategorisierung mit einem beträchtlichen Artikulationspotential« (1989, S. 366).

Die Artikulation von Rassismus und Sexismus sieht Miles in der Definition von Nation als eine Einheit, die sich selbst reproduzieren sollte. Demzufolge unterstellt die Nation die Existenz von Frauen und Männern (vgl. S. 365). Balibar unterstreicht diese Ansicht und sagt, dass Rassismus immer Sexismus voraussetzt (vgl. 1992, S. 68). Kalpaka und Rätzel fügen hinzu, dass Rassismus die Form ideologischer Vergesellschaftung ist, die Subjekten erlaubt, sich in eine alles regulierende Position wie den Staat hineinzudenken: »Nur im Gegensatz zu ›Ausländern‹ können alle inneren Gegensätze entmannt werden« (1990, S. 43). Während in der Artikulation von Rassismus und Nationalismus diese inne-

ren Gegensätze als »innen« vs. »außen« gedacht und gelebt werden, gehe beim Sexismus die Spaltung »mitten durch« ein Staat (ebd.).

Die Übernahme von rassistischen Diskursen und die Ausübung von Diskriminierungspraktiken in den unteren sozialen und wirtschaftlichen Klassen wird von den Einzelnen als Machtzuwachs erlebt (vgl. Kalpaka/Räthzel 1990, S. 26). Balibar nennt dies »reelle Subsumtion«, ein Effekt, der mit einer Transformation der menschlichen Individualität einhergeht, »die sich von der Entwicklung der Arbeitskraft zur Konstituierung einer ›herrschenden Ideologie‹ erstreckt und so beschaffen ist, daß sie von den Beherrschten selbst angenommen wird« (1992, S. 8). In der Konsequenz ist Rassismus für Balibar eine Form von politischer Entfremdung, die sich, in Artikulation mit Nationalismus, in der Rassifizierung des Proletariats ausprägt (vgl. 1992, S. 18). Zum Reziprozitätszirkel beider Ideologien fügt Balibar hinzu: »[D]er Nationalismus geht in dem Sinne aus dem Rassismus hervor, daß er sich nicht als Ideologie einer neuen Nation bilden würde, wenn der offizielle Nationalismus, auf den er reagiert, nicht zutiefst rassistisch wäre: so erwächst der Zionismus aus dem Antisemitismus und die Nationalisten der Dritten Welt aus dem kolonialen Rassismus« (1992, S. 68).

Stuart Hall betont die Wirksamkeit des Rassismus innerhalb der dominierten Subjekte, »die ihre Beziehung zu ihren realen Existenzbedingungen und ihr Beherrschtsein durch die herrschenden Klassen und durch die imaginären Vorstellungen der rassistischen Anrufung erleben, die dazu gebracht werden, sich selbst als ›die Minderwertigen‹, *les autres*, zu erfahren« (1994, S. 135).

Zur Artikulation von Ideologien zitiert Hall Althusser, demzufolge Ideologien »konkrete Individuen als soziale Subjekte ideologischer Diskurse« konstituieren (Hall 1994, S. 125). Hall bezeichnet diesen Prozess als ideologischen Effekt und als »die relative Macht und die Verteilung der verschiedenen Dispositive innerhalb der gesellschaftlichen Formation zu einem bestimmten Zeitpunkt – die eine bestimmte Wirkung auf die Aufrechterhaltung der Macht innerhalb der sozialen Ordnung haben« (2000, S. 58) erklärt. In der Interpretation von Pieper, Panagiotinis und Tsianos lautet Halls Frage nach der Artikulation, »wie eine Ideologie ihre Subjekte entdeckt und nicht wie das Subjekt die notwendigen und unvermeidlichen Gedanken denkt, die zu ihm gehören« (2011, S. 197).

Pieper, Panagiotidis und Tsianos stimmen Halls These zu, merken aber an, dass die daran angelehnte Konzeptualisierung diasporischer Subalternität zu einem Verständnis von Repräsentation führt, die endlose Diskursivierung und Dematerialisierung empirischer Rassismusforschung mit sich bringt: »Ein im Prinzip immer gleicher Rassismus identifiziert demnach strukturell, immer auf die gleiche Weise, die Subjekte seiner Anrufung« (ebd.). In Bezug auf Politiken der Migration und im Hinblick auf die Leistung von Rassismusanalysen plädieren die Autor*innen für eine stärkere Einbeziehung von Subjektivierungsprozessen sowie für das Herausarbeiten von Verdichtungsmomenten spezifisch historischer Politiken der Migration:

Es handelt sich vielfach um ›unwahrnehmbare Politiken‹ der Taktiken, der Subversion, des Exodus [...], die mit der initialen Weigerung beginnen, in einer spezifischen historischen Situation an einem bestimmbar sozialen und geopolitischen Ort bestimmte

Aspekte einer rassifizierenden sozialen Ordnung zu akzeptieren und zu ratifizieren. (Ebd., S. 198)

In ihre Arbeiten zu Repräsentation von Frauen im westlichen Feminismus argumentiert auch Encarnación Gutiérrez Rodríguez für eine Perspektive auf Subjektivierungsprozesse. Sie weist darauf hin, dass die Komplexität der Verhältnisse, in denen sich die soziale Kategorie Geschlecht bewegt, in der Frauenforschung in Deutschland durch die universelle Kategorie »Frau« auf die Erfahrung von weißen Frauen reduziert wird (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1996, S. 168). Dabei werde übersehen, dass »auch die Beziehungen unter Frauen über rassistische Strukturen geprägt sind« (ebd., S. 170). In Anlehnung an die Arbeiten von Gayatri Chakravorty Spivak argumentiert Gutiérrez Rodríguez gegen eine Auflösung des Subjekts und für eine Methodik, die »den Blick auf die Materialität von Subjektkonstitutionen zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort« schärfen soll (vgl. ebd., S. 164).

Die Stützung von Anpassungsanforderungen »der Oberen« an »die Unteren« nennen Kalpaka und Rätzel Normalisierungspraxis und erklären diese als den Versuch von Individuen, sich zu disziplinieren und durch äußere Erscheinung zu zeigen, dass sie »innen« in Ordnung, in der Ordnung sind« (1990, S. 39f.). Am Beispiel der Anstrengungen, denen Frauen nachgehen, um dem Bild einer »schönen Frau« zu entsprechen, thematisieren die beiden Autorinnen weitere Aspekte von Normalisierungspraktiken. Die Anpassungsanforderungen werden der psychischen Struktur der Individuen eingepreßt und »zu »inneren Überzeugungen«, die die Persönlichkeit in den täglichen Zerreißproben stabilisieren« (ebd., S. 40) gemacht. Daraus folgt:

Indem die Zurichtung der eigenen Persönlichkeit als eigenständige, freiwillige Tätigkeit gelebt (z.B. als Wunsch nach Schönheit) und mit Sinn erfüllt wurde, stellen die anderen Lebensformen zugleich die Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens in Frage [...]. [E]ine Form, mit dieser Herausforderung fertig zu werden, ist ihre Zurückweisung, die Ablehnung »der Fremden« ihre Verurteilung im Namen einer höheren Ordnung, der man sich auf diese Weise noch einmal unterwirft. (Ebd.)

Bezüglich des Konsums von Schönheitsprodukten, die eine weiße Haut versprechen, analysieren Maria do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan das Begehren von Migrantinnen danach, »in der Ordnung in Ordnung zu sein«, als verinnerlichten und reproduzierten postkolonialen Rassismus. Die Autorinnen nehmen Bhabhas *mimicry*-Begriff und üben Kritik an ihm. Während bei Bhabha das Nachahmen von den dominanten Kulturen und Identitäten seitens der Kolonisierten ein Moment der Subversion darstelle, denn »the imitation subverts the identity of which is being represented and the relation of power begins to vacillate« (zitiert in Castro Varela/Dhawan 2005, S. 323), hinterfragen die Autorinnen die weitere Produktivität von *mimicry* als eine Strategie von kolonialer Kontrolle. Sie betonen hierbei, wie: »mimicry to some extent involves the postcolonial subject's ›self-mutilation‹ [...], a control which in fact functions as a kind of ›auto-control‹ that works through the regime of desire« (ebd., S. 325). Hiernach ist der Wunsch, als Weiße zu gelten, ein in postkolonialer Zeit aktives koloniales Regime des Begehrens, das in diesem Fall Migrantinnen in Konsumpraktiken umsetzen: »[T]he ›mimic woman‹ rep-

resents the postcolonial (migrant) elite who can resist the dominant discourse, because she ›speaks‹ from within it, in their language« (ebd., S. 329). Am Beispiel der »mimic woman« zeigen die Autorinnen, wie sich Subjektwerdungsprozesse im Begehren nach Weißsein zwischen Opfer und Gestalter*innen von Sexismus und postkolonialem Rassismus bewegen.

In Anlehnung an die foucaultsche Biomacht-Theorie merken Pieper, Panagiotidis und Tsianos an, dass Subjektivitäten sich »in einer Doppelbewegung von Unterwerfung und Subjektwerdung – als produzierte und zugleich als aktive und zur Selbstführung fähige Subjekte« konstituieren (2011, S. 199). Rassismus ist hiernach nicht bloß Effekt der Machtverhältnisse. Eine Analytik des Werdens sollte demnach sowohl die Elemente rassialisierender Strukturierungen, Erfahrung des Erleidens und des Ausgeliefertseins an Herrschaftspraktiken als auch die Produktivität des Begehrens und der Taktiken der durch Rassialisierung markierten Subjekte beinhalten (ebd., S. 202).

1.2.1.3 Ungleichheit aus marxistischer und postkolonialer Perspektive

Es wird eine weitere theoretische Auseinandersetzung bezüglich der Analyse und Repräsentation von Ungleichheiten in der Rassismusforschung geführt. Nach Halls Darstellung lassen sich darin eine ökonomische und eine soziologische Strömung identifizieren, die sich entgegenstehen (vgl. 1994, S. 89). Während Vertreter*innen des ökonomischen Ansatzes Ungleichheit mit einer marxistischen Analyse der Produktionsverhältnisse von Kapital und Arbeit erklären, wird diese von anderen Theoretiker*innen als ökonomischer Reduktionismus und die Übertragung dieser Erklärung auf die verschiedensten Gesellschaftsformationen als eurozentristisch kritisiert.

Die Autor*innen Kalpaka und Rätzhel weisen darauf hin, dass der Marxismus dem Rassismus kaum Beachtung schenkte (vgl. 1990, S. 20). Laut Wippermann war der Marxismus »geradezu blind« für die Macht des Rassismus (1995, S. 21). Auch Hall plädiert für die Irreduzibilität von ideologischen Artikulationen auf eine einzige sozioökonomische Position (vgl. 1994, S. 91; 2000, S. 8). Walter Mignolo unterstreicht diese Beobachtung mit folgender Aussage: »Marx and his followers, of what we call today Marxism, have never been at ease with the question of ›race‹« (2005, S. 387). Neben die *class-difference* stellt Mignolo die *colonial-difference* als eine andere Form der Klassifizierung. Die *colonial-difference* sei die »authority and legitimacy of Euro-centered epistemology to declare the inferiority, from the left and from the right« (2005, S. 386).

Die koloniale Differenz habe zudem die Akkumulation von Kapital – auch vor der Industriellen Revolution und der Entstehung von Arbeiterklassen in Europa – ermöglicht. Demnach wird der Rolle von »Rasse« für die Entstehung von Kapitalismus in der Kapitalismuskritik keine Rechnung getragen. Die Grenzen einer marxistischen Analyse von rassistischen Gesellschaftsformationen wird von Hall am Beispiel von Studien von John Rex zu Südafrika nachgezeichnet:

Während der Kapitalismus im »klassischen« Sinn durch die Ausdehnung von Marktbeziehungen auf der Grundlage einer Produktion durch »freie Arbeit« errichtet wurde, wuchs Kapitalismus in Südafrika auf der Basis der Eroberung der Bantu-Völker und ihrer ökonomischen Eingliederung in Form »unfreier Arbeit« [...]. (1994, S. 95)

In der Produktionsweise Südafrikas sei demnach »Rasse« mehr als »Klasse« der grundlegende Faktor für die Strukturierung der Gesellschaft. Das Beispiel Südafrikas zeigt, wie die Produktionsweise vor Ort sich von der in Europa – und von den von Marx beschriebenen Voraussetzungen für die Entstehung von Kapital – unterschied: »[D]ie ökonomischen Beziehungen seien damit eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für die rassistische Struktur der südafrikanischen Gesellschaftsformation« (ebd., S. 96).

Ähnlich argumentiert Fernando Coronil, der die Verortung der Entstehung von Kapitalismus in der Moderne kritisiert und darauf hinweist, dass dieser als Resultat von globalen Verhältnissen zwischen Europa und den Kolonien seit der Eroberung dekonstruiert werden muss. Hiernach ist die Akkumulation von Kapital, wie in Südafrika, auch durch die unfreie Arbeit von Menschen und die Ausbeutung der Natur zu erklären (Coronil 2000, S. 92). Für die Analyse von Kapitalismus ist demnach Rassismus grundlegend, denn »the modern/colonial world is structured by the colonial matrix of power, and that colonial matrix of power has race (in the sense of racism) and not class (in the sense of classism)« (Mignolo 2005, S. 383). Nach der Bildung von modernen Nationalstaaten bzw. nach den Unabhängigkeitskämpfen der Ex-Kolonien wurde die *colonial difference* zur *colonial wound* reartikuliert, wonach Staatsbürger*innen einer bestimmten Religion und Ethnie zugehören mussten (ebd., S. 384).

Die Kritik an der zentralen Stellung von Klassenverhältnissen für die Erklärung sozialer Ungleichheit auch außerhalb Europas wird von Theoretiker*innen der Subaltern Studies zu Lateinamerika im Austausch mit Theoretiker*innen Südasiens angeführt. Der Begriff »subaltern«, zuerst von Antonio Gramsci eingeführt, um die Position von Italien im Verhältnis zu Nordeuropa zu beschreiben, bietet an, Subalternität als pluralen Zustand sowie Subalternierungsprozesse als kontextabhängig, relational und mehrseitig zu begreifen. Mignolo sagt: »Gramsci's »subaltern« included not only the working class of the industrial revolution, but all those for whom the »progress« made by the industrial revolution created the conditions that left them out of the game« (ebd. S. 385). Ein Hauptanliegen der »Subalternistenintervention« ist nach Ileana Rodríguez, die Politiken der Lokalisierung von Wissen als akademische Praxis zu erwägen (vgl. 2001, S. 5). Gayatri Chakravorty Spivak weist im Interview mit Elizabeth Grosz darauf hin, dass die intellektuelle Arbeit von strukturellen Machtverhältnissen nicht losgelöst ist: »I don't think there is an extra institutional place. In a moment we might want to talk about how even parapipheral space in terms of the Centre-Periphery definition is not outside of the institution« (1990, S. 5). Die Auseinandersetzung mit der marxistischen Perspektive stellt zugleich eine Kritik eurozentristischer intellektueller Praxis dar, denn »within the relatives of peripheral modernities, the concept of class cannot override the categories of ethnicity and gender« (Rodríguez 2001, S. 5).

Mignolo argumentiert, dass sich die Begriffe »Multitude« von Gramsci und »Damnés« von Frantz Fanon mehr als der Begriff des Proletariats für die Analyse von rassistischen Gesellschaftsformationen in Lateinamerika eignen. Das kritische Bewusstsein über die koloniale Differenz und die koloniale Wunde wird von den Damnés getragen, die die Kämpfe aus den mannigfaltigen Perspektiven der nichteuropäischen Geschichten reartikuliert, die aber mit der europäischen Geschichte verflochten sind: »The damnés are not just poor (in their Christian and Marxist description), but »lesser humans«, who de-

serve, from the point of view of political and economic conceptualisation of power, to be poor!« (Mignolo 2005, S. 383).

In seiner zusammenfassenden Darstellung dieser theoretischen Kategorien sagt Mignolo, Marx ziehe mit der Einführung des Begriffs des Proletariats »a cut across the ›people‹: he indeed divided the ›people‹ into socio-economic classes« (2005, S. 384). Dabei ist das Proletariat die Bevölkerungsgruppe nach der Industriellen Revolution, deren Arbeit in der kapitalistischen Produktionsform ausgebeutet wird, wodurch es ein Moment der kapitalistischen Geschichte darstelle. Das Bewusstsein über dieses Ausbeutungsmodell mündet in ein Klassenbewusstsein, welches als politische *agency* emanzipatorische Projekte hervorrufen kann, in denen aber unsichtbar bleibt, dass das paradigmatische Modell des Proletariats weiß, männlich und europäisch ist. Dahingegen weist die ›multitude‹ auf eine Summe von diversen Widerstandskräften: »It is the ›rest‹ of neo-liberal civilisation who are now the globally oppressed and exploited« (ebd., S. 389).

Dabei steht der Süden metaphorisch für postkoloniale Verhältnisse – mit einem neokolonialen Wirtschaftsmodell und Wissenskolonialisierung –, welche Gesellschaftsformationen in den Ex-Kolonien sowie durch die Massenmigrationen aus diesen in (Süd-)Europa hervorbringen. Diese Gesellschaftsformationen sind eine Juxtaposition verschiedener kultureller ›Wissensformen‹, welche auch nach der Moderne mit den einhergehenden Nation-Building-Prozessen bzw. der Unabhängigkeit der Ex-Kolonien in einem nicht nur ökonomischen, sondern auch ideologischen Abhängigkeitsverhältnis zum nordatlantischen Herrschaftssystem stehen. Fernando Coronil bezeichnet das ideologische Abhängigkeitsverhältnis als Okzidentalismus. Dieser stellt eine Beziehung zwischen westlichen Repräsentationen kultureller Differenz und westlicher Herrschaft her: »[D]ominant discourses of globalization constitute a circuitous modality of Occidentalism that operates through the occlusion rather than the affirmation of the radical difference between the West and its others« (Coronil 2000, S. 354).

In Halls Darstellung der ökonomischen und soziologischen Strömungen bei der Auseinandersetzung mit rassistisch strukturierten Gesellschaftsformationen ist Mignolos und Coronils Kritik gegenüber dem ›klasischen‹ Marxismus enthalten:

[A]ufgrund dieser teleologischen Form der Ableitung spielten in den Versionen der marxistischen Theorie, die auf nach-koloniale Gesellschaften angewandt werden, weder das Faktum der Eroberung noch die sehr verschiedenen Bedingungen, in denen soziale Schichten aus der Zeit der Eroberung in die kapitalistische Produktionsweise eingegliedert wurden, eine zentrale Rolle. (1994, S. 105)

Er plädiert weiterhin für eine ökonomische und marxistische Analyse: »›Rasse‹ ist also die Modalität, in der Klasse ›lebt‹ wird, das Medium, in dem Klassenverhältnisse erfahren werden, die Form, in der sie angeeignet und ›durchgekämpft‹ werden« (ebd., S. 133). Nach Hall sollen Entstehung und Funktionsweise des Rassismus in dessen historischen Verhältnissen und Artikulationen verstanden und dabei zwei grundlegende Prinzipien respektiert werden: »das materialistische – daß die Analyse politischer und ideologischer Strukturen von ihren materiellen Existenzbedingungen ausgehen muß – und das historische – daß die spezifischen Formen dieser Verhältnisse nicht *a priori* aus der ökonomischen Ebenen abgeleitet werden können« (ebd., S. 111).

Innerhalb der postkolonialen Kritik prägt die Autorin María Lugones den Begriff »Kolonialität von Geschlecht«. Anhand der Kämpfe und theoretischen Beiträge von Frauen of Color und in Anlehnung an Debatten von Intersektionalität in den USA legt Lugones dar, wie das Koloniale System auch ein Geschlechtersystem einführte, welches »created very different arrangements for colonized males and females than for white bourgeois colonizers« (2007, S. 186). Hierbei weist die Autorin auf ein Defizit der postkolonialen Analysen hin, welche unkritisch ein hegemonisches, das heißt ein global-eurozentristisches und kapitalistisches Verständnis von Geschlecht übernehmen würden. Insbesondere geht sie auf Aníbal Quijano's Verständnis von Geschlecht in der »Kolonialität der Macht« ein. Ihre Analyse zeigt, dass Quijano zwar Geschlecht eine zentrale Rolle bei sozialen Arrangements im kolonialen System zuschreibt, dabei Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität als gegeben behandelt:

The heterosexual and patriarchal character of the arrangements can themselves be appreciated as oppressive by unveiling the presuppositions of the framework. Gender does not need to organize social arrangements, including social sexual arrangements. But gender arrangements need not be either heterosexual or patriarchal. They need not be, that is, as a matter of history. Understanding these features of the organization of gender in the modern/colonial gender system – the biological dimorphism, the patriarchal and heterosexual organizations of relations – is crucial to an understanding of the differential gender arrangements along »racial« lines [...]. Quijano seems unaware of his accepting this hegemonic meaning of gender. (Lugones 2007, S. 190)

Unter »Kolonialität vom Geschlecht« versteht die Autorin die »analysis of racialized, capitalist, gender oppression« (2010, S. 747), welche die komplexen Wechselwirkungen von »economic, racializing, and gendering systems« (ebd.) als Gegenstand haben sollte.

Die Wechselwirkungen verschiedener Diskriminierungsmechanismen und deren Bedeutung für Subalternierungsprozesse machte das von Kimberlé Crenshaw eingeführte Bild einer Kreuzung mit deutlich, an der sich verschiedene Straßen begegnen. Crenshaw veranschaulichte damit, wie Diskriminierungsmechanismen zusammen wirken und auf komplexe Art und Weise Subjekte treffen. Eine Analyse von Diskriminierungsmechanismen wie Rassismus, Klassismus oder Sexismus/Heteronormativität getrennt voneinander gehe mit einem homogenen Verständnis dieser, mit der Konsequenz, dass das Dominierende in der Gruppe als die Norm angenommen wird – »thus women picks out white bourgeois women, men picks out white bourgeois men, black picks out black heterosexual men, and so on« (Lugones 2007, S. 192f). Dabei würden intersektionelle Identitäten, wie die der Frauen of Color und deren Perspektiven, weiter ignoriert. Dagegen fokussieren intersektionelle Analysen auf Überlappungen und Wechselwirkungen von Diskriminierungsmechanismen sowie auf Prozesse von Subalternierung und die Art und Weise, wie diese von Menschen erfahren werden (vgl. Kimberlé 1991, S. 1297).

Lugones stellt die Intersektion von Geschlecht/Klasse/»Rasse« als zentrales Konstrukt des globalen kapitalistischen Machtsystems dar (vgl. 2010, S. 746) und, in Anlehnung an die intersektionelle Perspektive, plädiert innerhalb der postkolonialen Kritik für einen »dekolonialen Feminismus«.

Die Ergänzung einer ökonomischen und einer soziologischen Strömung vertritt Mignolo unter anderem dadurch, dass er die Multitude als eine Klassen- und die Damnés als eine »Rassen«-Kategorie darstellt. Die politischen Projekte der Multitude und der Damnés würden sich komplementieren, jedoch nur »the singularity of the damnés political project is de-coloniality; not all the projects of the multitude are de-colonial« (Mignolo 2005, S. 392). Der dekoloniale Feminismus von Lugones wiederum könnte auch im Hinblick auf Allianzen in Widerstandspraxen als Ergänzung zum politischen Projekt des Damnés gesehen werden:

I do not believe any solidarity or homoerotic loving is possible among females who affirm the colonial/modern gender system and the coloniality of power. I also think that transnational intellectual and practical work that ignores the imbrication of the coloniality of power and the colonial/modern gender system also affirms this global system of power. [...] I am also interested in investigating the intersection of race, class, gender and sexuality in a way that enables me to understand the indifference that men, but, more important to our struggles, men who have been racialized as inferior, exhibit to the systematic violences inflicted upon women of color. (2007, S. 188f.)

Diese – hier nur skizzierte – Auseinandersetzung ist für meine Arbeit zum einen beim Verständnis von Rassismus in der Umbruchphase von einem sozialistischen zu einem diktatorischen, neoliberalen Nationsprojekt Chiles wichtig. In dieser Phase, gerahmt vom Kalten Krieg, tritt Klasse als Identifikationskategorie deutlich in den Vordergrund, wobei sie zum Teil rassistisch definiert wird, was auf die Spezifika der Rassismusformationen zu dieser Zeit in Chile bzw. beim Übergang oder bei der Überlappung von einem postkolonialen zu einem neoliberalen Rassismus hinweist. Zum anderen wird sie im dritten Kapitel wichtig, insbesondere unter 3.3.2, »Identitätsaushandlungen hinter der Haustür«, und im vierten Kapitel bei der Umsetzung in ein Filmkonzept. Dabei wird es um Verhältnisse zwischen meinen Gesprächspartnerinnen und Mapuche-Frauen gehen bzw. darum, wie diese filmisch vermitteln werden könnten. Mithilfe der Intersektionalen Perspektive werde ich zudem im zweiten Kapitel versuchen, meine Positionierung zum Feld zu reflektieren.

1.2.1.4 Methodische Implikationen einer postkolonialen Perspektive

Für meine Arbeit sind neben den Anregungen aus der postkolonialen Kritik für die Analyse sozialer Ungleichheit weitere, eher methodische Impulse aus dieser Perspektive wichtig, auf welche ich kurz eingehen möchte.

Die postkoloniale Kritik tritt einem von den verschiedensten Fächern produzierten eurozentristischen Weltbild entgegen. Dipesh Chakrabarty merkt an, dass in einer eurozentristischen Geschichtsschreibung nichtwestliche Geschichten in Bezug auf die Geschichte Europas subalterniert werden. Die Subalternität nichtwestlicher Geschichten lasse sich an zwei Symptomen nachvollziehen: Zum einen fühlen sich nichtwestliche Historiker*innen verpflichtet, die europäische Geschichtsschreibung zu berücksichtigen; zum anderen erkennen Historiker*innen aus Europa keine Notwendigkeit, dieses Interesse zu erwidern (vgl. Chakrabarty 2013, S. 134). Die Abwesenheit einer postkolonialen Perspektive setzt wiederum den Eurozentrismus fort. Shalini Randeria und Re-

gina Römhild merken an, dass Europa sich, da es kaum aus postkolonialer Perspektive in den Blick genommen wird, weiterhin als unhinterfragte »leere Mitte« und damit als unsichtbares Zentrum wissenschaftlicher Diskurse behauptet (vgl. 2013, S. 11). In seinem Beitrag »Wann gab es das Postkoloniale? Denken an der Grenze« weist Stuart Hall (2013) auf Kritiken hin, mit denen sich postkoloniale Studien konfrontiert sehen. Da diese von Hall aufgegriffene Debatte auch Konturen meiner Herangehensweise bei der Erforschung dieses Themas verdeutlicht, möchte ich einige dieser Kritikpunkte sowie die Stellungnahme des Autors zusammenfassend wiedergeben.

Hall zitiert kritische Stimmen, die besagen, dass postkoloniale Studien nicht von eindeutigen Herrschaftsstrukturen ausgehen und keine Opposition einfordern; und andere, die behaupten, dass sie unterschiedliche Geschichten und Zeitlichkeiten zusammendrücken und in rassistischen Termini Konflikte in derselben universalistischen Kategorie verhandeln (vgl. 2013, S. 198). Hall deutet diese Kritiken als richtige Beobachtungen und einige in ihnen enthaltene Aspekte als Missverständnisse. So erklärt er zur ersten Kritik, dass das Nichteinfordern von Oppositionen nicht heiÙe, dass es keine »richtige« oder »falsche« Seite oder keine Machtfrage mehr gebe, sondern dass es die Erkenntnis ausdrücken möchte, »politische Positionierungen [sind] weder endgültig noch wiederholen sie sich in verschiedenen historischen Situationen und in verschiedenen antagonistischen Konstellationen – stets »an der richtigen Stelle«, endlos wiederkehrend« (ebd., S. 200). Auch sei die Beobachtung richtig, dass unterschiedliche Historien und Zeitlichkeiten zusammengedrückt werden, dies aber nicht, um alle Historien zu homogenisieren, sondern um auf das gemeinsame Postkoloniale in ihnen hinzuweisen. Ferner stellt Hall fest, dass »postkolonial« ein deskriptiver und kein evaluativer Begriff ist, und eine postkoloniale Perspektive anzunehmen bedeutet, Wandel zu beschreiben (vgl. ebd., S. 203). Auch bejaht Hall, dass »postkolonial« auf einer bestimmten Ebene universalisiert werde, seiner Meinung nach aber zu Recht: »Postkolonial« sei ein Konzept, das sich auf eine hohe Abstraktionsebene und auf einen generellen Prozess der Dekolonisierung bezieht, der,

wie die Kolonisierung selbst, die kolonisierten Gesellschaften so einschneidend geprägt hat wie die Kolonisierten (wenn auch natürlich auf andere Weise) [...]. Die Unterschiede zwischen kolonisierten und kolonisierenden Kulturen bleiben natürlich fundamental. Doch beruhen sie nie auf einer reinen binären Opposition und tun das auch heute nicht. (Hall 2013, S. 213f.)

Diese Perspektive begründet auch die Entscheidung, Momente der chilenisch-deutschen Geschichte zu erarbeiten, welche sich über zwei Jahrhunderte erstrecken, sowie ihre Übersetzung in Episoden des geplanten Films. Dabei wird keine historische Präzision, jedoch eine dichte Beschreibung des Entanglements angestrebt.

Ferner impliziert diese Perspektive für meine Forschung, dass sowohl Chile als auch Deutschland als postkoloniale Gesellschaften angesehen werden und die Arbeit nicht den Grad, jedoch die Art und Weise, in der sie postkolonial sind, aufzeigt, also wie sich das Postkoloniale im Verhältnis der beiden Kontexte zueinander und in den Bürgerwerdungsprozessen von deutschen Jüd*innen in Chile zeigt.

Die Loslösung von binären Oppositionen bedeutet zugleich, die kulturelle Dichotomie von hier und dort permanent infrage zu stellen sowie die Bezeichnung »Kolonisierung« als Teil eines im Wesentlichen transnationalen und transkulturellen »globalen« Prozesses neu, und dabei postkolonial, zu lesen. Hall erwidert weiterhin die Kritiken:

»Global« bedeutet hier nicht »universal«, doch ist es auch nicht nationen- oder gesellschaftsspezifisch zu verstehen. Es bezeichnet die Art und Weise, wie die sich kreuzenden Wechselbeziehungen dessen, was Paul Gilroy als »diasporisch« (von Zerstreuung und Minderheitenerfahrung geprägt) bezeichnet, den Zentrum-Peripherie-Gegensatz ergänzen und gleichzeitig verschieben und wie das Globale und Lokale einander wechselseitig reorganisieren und umgestalten. (Ebd., S. 204)

Die Erfahrungen und Positionierungen deutscher Jüd*innen in Chile bewegen sich genau in diesen kreuzendenden Wechselbeziehungen von Globalem und Lokalem. Dabei gilt es zu beschreiben, welche symbolische Kraft dem Zentrum-Peripherie-Gegensatz bei der Bildung von Subjektpositionen zukommt bzw. wie er sich in den verschiedenen behandelten Knotenpunkten und bei den Positionierungen meiner Gesprächspartner*innen manifestiert, ergänzt oder verschiebt.

Im Zusammenhang mit den Beobachtungen von Hall und in Bezug auf die gegenwärtige Phase neoliberaler Globalisierung stellt Fernando Coronil fest, dass sie ein Moment der Umordnung und Neudefinition geohistorischer Einheiten darstelle. Dabei arrangieren dominante Globalisierungsdiskurse die Zentralität der Opposition vom Westen gegenüber allen und allem anderen neu, was eurozentristische Repräsentationen von kultureller Differenz bislang charakterisiert hat (vgl. Coronil 2010, S. 50). Diese neue Form erklärt Coronil als Globalzentrismus und definiert sie als eine okzidentalistische Repräsentationsform, die, anstatt eine radikale Differenz zwischen dem Westen und seinen Anderen zu bekräftigen, ihre Stärke »gerade über deren Einhegung« gewinnt sowie »Alterität zu Subalternität als dominierende Begründungsweise von kultureller Differenz verschiebt (ebd., S. 58). In Übereinstimmung mit der Anmerkung von Reuter und Villa sieht auch Coronil, dass damit auch eine Verschiebung von kultureller Differenz einhergehe, »die von hochgradig orientalistischen Anderen außerhalb der Metropolen hin zu unbestimmten und über den Globus verstreuten Populationen verlagert« wird (ebd., S. 74). Eckert und Wirz weisen wiederum auf den Konstruktions- und Inszenierungscharakter von Differenz, »Rasse« und Geschlecht in Literatur hin, wo deutlich wird, dass koloniale Imaginationen sich nicht an territoriale oder zeitliche Grenzen halten – koloniales Denken setzt also keinen Kolonialbesitz voraus (vgl. 2013, S. 506).

Zum Präfix »post« bei »postkolonial« führen Randeria und Römhild an, dass es auf »die keineswegs abgeschlossene, sondern anhaltende Auseinandersetzung um eine Dekolonialisierung globaler Machtverhältnisse verweist« (2013, S. 13). Hall fügt hinzu, »post« bedeute nicht nur »nach«, sondern auch »darüber hinaus«, wobei er Kolonisierung als ein Herrschafts-, Macht- und Ausbeutungssystem, aber auch als ein Erkenntnis- und Repräsentationssystem ansieht (vgl. 2013, S. 213).

1.2.1.5 Rassismen

Aus dieser Darstellung ergibt sich bereits, dass Rassismus ideologisch flexibel ist: Er verändert seine Inhalte und Objekte je nach historischen Spezifitäten und Gesellschaftsartikulationen. Demnach gibt es historisch-spezifische Rassismen, deren Inhalte und Objekte zwar verschieden, aber nicht zufällig sind (vgl. Miles 1989, S. 362; Hall 1994, S. 113). Rassismen sind Resultat von strukturierten Beziehungen der Dominanz und der Unterordnung, die zu einer Einheit in einer Gesellschaftsformation gefasst werden. Zudem gibt es in den Rassismen auch historische Kontinuitäten, »sie werden nicht immer vollständig neu geschaffen« (Miles 1989, S. 362). Es gilt also, Rassismen »als bewegliche, dynamische soziale Verhältnisse zu verstehen« und ihre Formationen und deren Zäsuren »immer als Aushandlungsfelder, als emergente Konfigurierungen von Konflikten und als unkämpftes Terrain« zu analysieren (Pieper/Panagiotidis/Tsianos 2011, S. 202).

Anhand der Erfahrung des Kontextwechsels und der Subjektpositionierungen von deutschen Jüd*innen in drei Knotenmomenten der chilenisch-deutschen Geschichte steht meine Forschung vor der Herausforderung, die verflochtenen Bedingungen von lokalen und globalen Machtverhältnissen herauszuarbeiten, die den Rassismen ihre gesellschaftliche Bedeutung in Chile gaben. Entsprechend diesen Momenten und dem deutschen bzw. chilenischen Kontext sind für meine Forschung der (post-)koloniale Rassismus, der (nationalsozialistische) Antisemitismus und der neoliberale Rassismus mit ihren spezifischen Verflechtungen in der chilenischen Gesellschaft wichtig.

1.2.2 Bürger*innenwerdungsprozesse – *becoming citizen*

Ein weiterer zentraler Begriff für meine Arbeit ist Bürger*innenschaft. Darunter fasse ich die Erfahrungen, Positionierungen, Identifikationen und Differenzierungen meiner Gesprächspartner*innen hinsichtlich ihres Heimischwerdens in Chile und betrachte diese als einen Prozess, der sich stetig in kontextabhängiger Veränderung und Aktualisierung befindet. Bürger*innenschaft entspricht in dieser Arbeit also einer Kategorie, die über einen Status mit Rechten und Pflichten hinausgeht. Gestützt auf Fachliteratur entwickle ich die argumentative Linie, die mich zu diesem Verständnis führt.

Berry Hindess weist darauf hin, dass *Citizenship Studies* oft eine internalistische Perspektive einnehmen und *Citizenship* als Paket von Rechten und Pflichten bzw. als Identifikationsmarker betrachten, das bzw. der die Mitgliedschaft von Individuen zu einem bestimmten Staat reguliert bzw. bezeichnet. Dahingegen vertritt Hindess die Ansicht, dass die Auseinandersetzung mit Bürger*innenschaft vielmehr auf die Rolle dieser bei der Unterteilung der globalen Population fokussiert werden soll. Das bedeutet:

[N]ot just of the role of citizenship in bringing together members of particular sub-populations and promoting some of their interests, but also of the effects of rendering the larger population governable by dividing it into subpopulations consisting of citizens of discrete, politically independent and competing states. Because these states are not self-contained, their existence as discrete political unities depends both on the maintenance of boundaries between them and on the continuing movement of people, ideas, goods, and services across those boundaries. (Hindess 2000, S. 1488)

Der Fokus auf die Ökonomie von Bürger*innenschaft für das Regieren der Weltpopulation tritt anstelle von Bürger*innenschaftsdiskursen auf, die Diskriminierung zwischen Bürger*innen und Anderen als normal und akzeptabel suggerieren (vgl. Hindess 2000, S. 1490). Bürger*innenschaft ist hiernach als Teil eines supranationalen Regimes von Herrschaft zu verstehen, dessen Ökonomie auf die Teilung der Menschheit zwischen Bürger*innen verschiedener Staaten auf der einen und Minderheiten von Migrant*innen, Geflüchteten und Staatenlosen auf der anderen Seite zielt. So ist Bürger*innenschaft keine an sich begehrte Kondition, sondern eine den Umständen entsprechend begehrte (vgl. Hindess 2004, S. 308f.). Übertragen auf meine Forschung findet diese Beschreibung eine Entsprechung in der Entscheidung einiger meiner Gesprächspartner*innen der ersten Generation, bis heute die chilenische Nationalität nicht anzunehmen bzw. ihre deutsche Nationalität beibehalten zu wollen.

Nikolas Rose weist zudem darauf hin, dass Bürger*innenschaft eine relationale Form annimmt. Sie sei nicht mehr eine Art Besitz oder ein Recht der Menschen, vielmehr beschreibe sie ein Verhältnis, das sich in einer Berechtigung zum Agieren ausdrücke: »Citizenship is as much a capacity to act in relation to the particular circumstances of one's environment, as well as in relation to others, as it is a ›right‹ conferred by the state« (2000, S. 99). Ferner plädiert Nicholas De Genova dafür, Bürger*innenschaft als eine »Anzahl getrennter, aber zusammenhängender Aspekte in der Beziehung zwischen Individuum und politischem System« (2010, S. 152) zu dekonstruieren, zu denen formale Rechte und Praktiken, aber auch psychologische Dimensionen gezählt werden sollten.

Eine Bürger*innenschaft, definiert über Praktiken und unabhängig vom Status der Akteur*innen in dem Staat, in dem sie sich aufhalten, geht mit einem ebenso erweiterten Verständnis von Politik einher. Peter Nyers hebt in diesem Zusammenhang den Sprechakt, der nicht erlaubt und dennoch initiiert wird, als eine Definition von Politik *per se* hervor:

Politics occurs during those moments when those who ›do not count‹, who have ›no part‹ in the recognized social order, make a claim to be counted. These claims appear as an interruption of the established speaking order which elevates citizenship to holding a near monopoly of speech acts. (2010, S. 131)

Bürger*innenschaft sei laut Nyers mehr eine konzeptuelle als ein legale Sache. Das Problem sei, dass Bürger*innenschaft historisch als die Identität definiert worden sei, die Ansprüche auf ein politisches Sein stellen kann, während diejenigen, die den Sprechakt heutzutage initiieren, mit Identitäten ausgestattet sind, die historisch von der politischen Arena ausgeschlossen waren. Saskia Sassen führt für ihr Verständnis Beispiele von »unautorisierten, aber anerkannten« Identitäten sowie von »autorisierten, aber nicht anerkannten« Identitäten im Diskursiven aus. Unter Ersteren versteht sie undokumentierte Migrant*innen, die gesellschaftlich und politisch involviert sind und dadurch *de facto* Bürger*innenschaft ausüben und zugleich eine außerstaatliche Form von Zugehörigkeit hervorheben. Dem stellt sie »autorisierte, aber nicht anerkannte« Identitäten am Beispiel von Frauen in Chile und Argentinien zu Zeiten der Diktaturen der 1970er- und 1980er-Jahre gegenüber, welche, obwohl sie als Vollbürgerinnen galten, als politische Subjekte nicht anerkannt waren. Während Erstere auch ohne Besitz von Bürger*innen-

schaft als politische Subjekte agieren, sind Letztere, als spezifischer Typus politischer Akteurinnen, bewaffneten Soldaten und Polizisten entgegengetreten: Beide Fälle relativieren eine klare Identifikation von Bürger*innenschaft und Politik (vgl. Sassen 2007, S. 157).

Nyers weist daraufhin, dass die Kriterien bei der Regulierung und Verteilung von Bürgerrechten Teil einer nationalistischen Angstproduktion sind, welche rassialisierte Diskurse implizieren, die Migrant*innen als gefährlich und krank konstruiert (vgl. 2010, S. 136). Angewendet auf den chilenischen Kontext trifft diese Beobachtung zu. Nach der regierenden Verfassung Chiles ist Bürger*in, wer chilenisch, über 18 Jahre alt und nicht vorbestraft ist (vgl. Cuevas/Gamboa 2013, S. 32). Diese Definition schließt von vornherein Migrant*innen, aber auch all diejenigen aus, die sich mit einer chilenischen Identität nicht identifizieren und womöglich aufgrund politischer Aktivitäten auch vorbestraft wurden. Das »monopoly of speech« (2010, S. 131), wie es Nyers bezeichnet, wird aktuell im chilenischen Kontext jedoch von Aktivist*innen der Mapuche-Bewegung gebrochen, die diese Bürger*innenschaft ablehnen, sowie von (undokumentierten) lateinamerikanischen Migrant*innen, die sich in den letzten Jahren in Chile vermehrt gegen das Einwanderungsgesetz organisiert haben – welches mit der Diktatur in Kraft getreten ist und Migrant*innen intrinsisch als potenzielle Subversive einstuft (vgl. Bauder/Gonzales 2018, S. 128).

Für die Forschung wird dieses erweiterte Verständnis von Politik und Bürger*innenschaft angenommen. Dementsprechend werden in dieser Arbeit weniger Aspekte des Grenzregimes mit einhergehenden Einwanderungsbestimmungen und dafür mehr gelebte Praktiken der Bürger*innenschaft fokussiert, mit dem Agieren meiner Gesprächspartner*innen im sozialen Geflecht und den relationalen Beziehungen zum Staat und anderen Gruppen, sowie die psychosozialen Effekte von Ein- und Ausschlussmechanismen, von denen sie in den genannten Knotenpunkten betroffen waren. Es gilt herauszufinden, welche Bedeutung Bürger*innenschaft für ihre Verhältnisse zum und ihre politische Teilnahme am neuen Kontext sowie umgekehrt, welche Bedeutung Bürger*innenschaft für ihre Verhältnisse zum und ihre politische Teilnahme am neuen Kontext sowie umgekehrt, welche Bedeutung ihre europäische bzw. deutsche Bürger*innenschaft für ihre Bürger*innenwerdungsprozesse in Chile hatte.

1.2.2.1 Bürger*innenschaft: lokal produziert und global verflochten

Die Verflechtungen von Lokalem und Globalem in der Bürger*innenschaft in Lateinamerika sind seit Längerem zu beobachten. Im Prozess des *Nation-Building* und im Zuge einer selektiven Einwanderungspolitik sind großflächige Landesteile mit Siedler*innen des Cono-Sur aus Europa bewohnt,⁴ wobei die indigene Bevölkerung der jeweiligen Regionen dafür auf unterschiedliche Arten und Weisen verdrängt wurde. Im Zuge der neoliberalen Globalisierung und der damit einhergehenden Veränderungen der territorialen und institutionellen Organisation der politischen Macht ändert sich auch die In-

4 In der Dauerausstellung des Auswanderermuseums Bremerhaven wird die Auswanderung aus Deutschland nach Übersee im 19. Jahrhundert allein von Bremerhaven aus auf mehr als 7 Millionen Menschen geschätzt; vgl. <https://dah-bremerhaven.de/museum/#165>. Letzter Zugriff am 11.11.2019.

stitution der Bürger*innenschaft. Jedoch bleibt diese trotz des »Autoritätsverlusts« von Staaten auf den Nationalstaat ausgerichtet. Sassen stellt fest, dass Bürger*innenschaft weiterhin lokal praktiziert wird, zugleich ist sie aber stärker mit globalen Entwicklungen verflochten (vgl. 2007, S. 159).

Lokal wird Bürger*innenschaft praktiziert, indem Städte in Viertel und nach Gefahren aufgeteilt werden und somit Bürger*innen voneinander geografisch, aber auch sozial differenziert werden. In diesem Zusammenhang spricht Nikolas Rose von der »separation of the virtuous and the vicious« (2000, S. 103), wobei »not-citizens« oder »anti-citizens« durch ihre Distanz zu den Schaltkreisen der Inklusion, d.h. zur »tugendhaften Bürger*innenschaft«, relational definiert werden. Im Rahmen der aktuellen Migrationsbewegungen in Europa und den USA verdeutlicht sich das Globale der Bürger*innenschaft durch die Präsenz von Migrant*innen. Der Bewegung der Menschen als Auswirkung der globalen Politiken und Verhältnisse von Kapital und Arbeit stehen die Praktiken lokaler Stadtregierungen und eine Integrationsdebatte gegenüber, welche mit der Vorstellung einer territorial-national definierten Gesellschaft einhergehen und dabei das vermeintliche Innere von ihrem konstitutiven Äußeren abgrenzen (vgl. De Genova 2010, S. 111).

Barry Hindess weist darauf hin, dass das Regieren der Migration zugleich eine Organisation der Beziehungen zwischen Staaten bedeutet, um Bürger*innen unter Kräften zu subordinieren, die sie kaum kontrollieren können. Grenzregime setzen dabei die koloniale Differenz fort und die internationale Gemeinschaft wird zwischen armen Bürger*innen, dem »Rest der Welt«, und Bürger*innen der wohlhabenden westlichen Staaten unterteilt, wobei Erstere als Subalterne im Verhältnis zu Letzteren gemacht werden. Am Beispiel der Mobilität innerhalb der Europäischen Union merkt der Autor an:

Recent efforts to ease the movements of their own citizens within the states of the European Union, and of business people and the prosperous throughout much of the world, seem to rest on a similar distinction between those for whom inter-state mobility is to be enable and even encouraged, within certain limits, and a substantially larger remainder for whom it is to be strictly controlled. (Hindess 2004, S. 311)

Der Fortsetzung postkolonialer Differenz durch Grenzregime stellt Sassen das Internationale Recht als eine weitere Komponente der Verflechtungen des Lokalen und Globalen in der Bürger*innenschaft gegenüber, die zu einer Erweiterung und Pluralisierung des Inhalts von Bürger*innenschaft führen könnte. So, wie sich Globalisierung und Denationalisierung auf die Beziehungen zwischen dem Staat und den ausländischen Wirtschaftsakteur*innen auswirkt, erzeuge der Machtverlust auf nationaler Ebene auch eine Möglichkeit für neue Macht- und Politikformen auf subnationaler Ebene, die subnationale Räume miteinander verbinden könnte:

Wenn wir bedenken, dass sich in großen Städten sowohl die führenden Sektoren des globalen Kapitals als auch eine wachsende Zahl benachteiligter Bevölkerungsgruppen konzentrieren – MigrantInnen, viele benachteiligte Frauen, *people of color* im allgemeinen und, in den Megastädten der Entwicklungsländer, Massen von SlumbewohnerInnen –, dann können wir sehen, dass Städte strategisches Terrain für eine ganze Reihe von Konflikten und Widersprüchen geworden sind. (Sassen 2007, S. 161)

Die multiskalare Beschaffenheit des Globalen bringe laut Sassen mit, dass globale Macht, Kontrolle und Ordnung sowie Koordination produziert, entworfen und bereitgestellt werden müssen. Dabei stellen *global cities* und die Multitude – die sich Raum ja aneignet – neue Geografien dar, die alte Trennungen zwischen Nord/Süd oder Zentrum/Peripherie überschreiten und »not only global freedom of movement and the right to cross borders, but also the right to stay where one already lives« (Nyers 2010, S. 136) fordern. In Bezug auf Lateinamerika erkennt Fernando Coronil Bewegungen, die auf Ethnizität basieren, als einen Versuch an, »die Schwäche nationaler Integrationsprojekte« auszudrücken, »nicht um den Niedergang des Nationalstaates, sondern um seine Neudefinition« zu erlangen (2010, S. 74f.). In Bezug auf das Zusammenlagern von Rassismus und Neoliberalismus bei der Regulierung von Bürger*innenschaft stellt er fest:

Neoliberale Globalisierung bedingt die Unterwerfung nicht-westlicher Bevölkerungsgruppen, doch deren Unterwerfung erscheint ebenso wie jene von untergeordneten Bevölkerungsgruppen im Westen selbst lediglich als eine Auswirkung des Marktes – und nicht als Konsequenz eines westlichen politischen Projekts. (Ebd., S. 75)

Lentin und Titley unterstreichen die Verwobenheit von Rassismus und neoliberalen Rationalitäten in Bürger*innenschaft. Während diese als ein individuelles Verdienst gefeiert wird, werden Kontrollmechanismen verschleiert sowie Diskriminierungserfahrungen der Nicht-Bürger*innen privatisiert: »Citizen is thus reduced to one's success in this endeavour, leading us, as Brown puts it, to be controlled *through our freedom*« (Lentin/Titley 2011, S. 163). Aihwa Ong spricht in diesem Zusammenhang vom »unternehmerischen Bürger«. Am Beispiel Asiens merkt sie an, dass im Neoliberalismus eine Normalisierung von Rassismus stattfindet, bei der eine erfolgreiche Bürger*innenschaft darin gemessen wird, wie stark die westliche Attitude von nichtwestlichen Bürger*innen angenommen wird: »Technopreneurial values, that stress a mix of technical and entrepreneurial excellence in citizen-subjects, are now detached from culture and ethnicity, putting a premium on agile knowledge subjects who can help build a globale connected knowledge society« (2005, S. 344). Das Globale bedeutet demnach eine Okzidentalisierung der Bürger*innenschaft, gleichwohl es sich um das Regieren von Bevölkerungen in asiatischen oder in lateinamerikanischen Staatsgebieten handelt.

Entsprechend den neuen Bedingungen in der neoliberalen Globalisierung wenden sich Akteur*innen mit ihrem Protest auch an supranationale Instanzen. Mit Parolen wie »Kein Mensch ist illegal« oder dem Aufrufen des Paragraphen 193 für die Rechte indigener Bevölkerungen erlangen sie die Beachtung von Menschenrechten, die die jeweiligen nationalen Staaten nicht garantieren. Dabei wird zum einen deutlich, dass Menschenrechte »nothing less than the rights of these political subjects, those of no-count, who do not exist until they activate this dissensus and unsettle the order of the police«, sind (De Genova 2010, S. 117). Zum anderen deuten diese Mobilisierungen auf eine andere Bewegung hin, bei der internationale Foren mehr an Bedeutung gewinnen als nationale.

Die Bürger*innenwerdungsprozesse meiner Gesprächspartner*innen werden somit in ihrer Aussagekraft zu Verflechtungen in globalen und lokalen Regulierungsmechanismen von Population. Auch werden die Bedingungen fokussiert, denen sie sich in Chile

gegenübergestellt sahen, und die Strategien, die sie demgegenüber entwickelten. Wie die Rahmenbedingungen in den verschiedenen Konjunkturen sind auch Erfahrungen und Positionierungen meiner Gesprächspartner*innen unterschiedlich und stets in Bewegung, weswegen ich von Bürger*innenwerdungsprozessen spreche.

1.2.2.2 Bürger*innenwerdungsprozesse aus Entangled-history-Perspektive

Die Bürger*innenwerdungsprozesse meiner Gesprächspartner*innen aus einer *Entangled-history*-Perspektive zu analysieren, scheint mir besonders fruchtbar, insbesondere vor dem Hintergrund, dass in dieser Arbeit nicht die Einwanderungsbestimmungen, sondern die gelebten Praktiken der Bürger*innenschaft fokussiert werden. Demzufolge möchte ich die *Entangled-history*-Perspektive in ihren theoretischen und methodischen Zügen vorstellen, die für diese Arbeit relevant werden.

Stefan Beck sieht die *Entangled-history*-Perspektive mit ihren methodischen Implikationen dafür geeignet, um dem Risiko zu entgehen, Ethnografien aus einem »container-artigen Verständnis der Kultur« (2006, S. 13) zu produzieren, bei denen Kulturen als territorial fixierte und abgeschlossene Einheiten erscheinen. Diese Perspektive bedeute, die »Außenbeziehungen« bzw. die vielfältigen Verbindungen zwischen Gesellschaften sowie das Konstruktionshafte und die Durchlässigkeit von (Kultur-)Räumen zu fokussieren. Dabei impliziert sie, sich von einem separatistischen Raumverständnis weg- und zu den Zwischenräumen transregionaler Beziehungen hinzubewegen sowie, entsprechend den Ansichten einer postkolonialen Methode, von einem Verständnis von Westen/Osten, globalem Süden und Norden auszugehen, das diese nicht als reale, sondern als imaginär existierende Geografien des (Post-)Kolonialen sieht (vgl. Randeria/Römhild 2013, S. 17f.).

Die *Entangled-history*-Methode sieht somit vor, Kultur als Ergebnis von Kontingenzgeschichten zu betrachten und dabei – wie auch für die postkoloniale Perspektive wichtig – dem aktiven Geschichtsvergessen in Bezug auf Aneignungsprozesse analytisch zu begegnen (Beck 2006, S. 16f.).

Sönke Bauck und Thomas Maier betonen, dass sich *entangled history* als interdisziplinäre Perspektive gegen eine stete Dominanz von methodologischem Nationalismus einsetzt,⁵ die eine reduktionistische, aus sich heraus erklärte national- und eurozentristische Geschichtsschreibung praktiziert. Geschichte als *entanglement* zu betrachten bedeutet demnach, die relationale Perspektive einzunehmen, dass »die miteinander in Beziehung stehenden Entitäten selbst zum Teil ein Produkt ihrer Verflechtung« sind, und somit die Ambivalenzen einer Geschichte des Austauschs und der Interaktion in den Vordergrund zu rücken. Demzufolge sind Verflechtungsgeschichten historische Konstrukte, die thema- und kontextabhängig sind (vgl. Conrad/Randeria 2013, S. 39f.). Angewendet auf die Bürger*innenwerdungsprozesse deutscher Jüd*innen in Chile bedeutet diese Perspektive, den Wandel der Verhältnisse meiner Gesprächspartner*innen zu den verschiedenen, jeweils nationalen sowie transnationalen Kontexten zu beschreiben, die in den Knotenpunkten der chilenisch-deutschen Geschichte deutlich werden.

5 Bauck, Sönke/Thomas Maier (2015), »Entangled History.« InterAmerican Wiki: Terms – Concepts – Critical Perspectives. www.uni-bielefeld.de/cias/wiki/e_Entangled_History.html. Letzter Zugriff am 10.05.2019.

Über die Betonung historischer Gemeinsamkeit hinaus geht es bei der Fokussierung auf Verwobenheit darum, den Umgang von Akteur*innen mit Ambivalenz und Uneindeutigkeiten (vgl. Beck 2006, S. 29) sowie Brüche und Mechanismen der Grenzziehungen (vgl. Conrad/Randeria 2013, S. 40f.) nachzuzeichnen. Das Verständnis von Gesellschaften als Ergebnis kulturellen Austauschs und von Machtverhältnissen fasst Lugones unter dem Begriff *entretamas* auf. Der Begriff zeichnet sich dadurch aus, dass er, im Unterschied zu *transfers* oder *entrecruces* (Schnittpunkte), die Untrennbarkeit der Knoten betont und demzufolge eine Individualität der verschiedenen Gespinste – *tramas* – diffus bleibt (vgl. Lugones 2008, S. 80). Diesem Verständnis stimmen Michael Werner und Bénédicte Zimmermann zu, indem sie behaupten, dass es dabei »nicht um die Verflechtungen als neues Objekt von Forschung gehen sollte, sondern um die Produktion neuer Erkenntnis aus einer [Raum-Zeit-]Konstellation heraus, die selbst schon in sich verflochten ist« (2002, S. 608). Werner und Zimmermann stellen bezüglich der Methode einer *Entangled-history*-Perspektive fest, es sei »nicht von apriorisch festgelegten Einheiten und Kategorien auszugehen, sondern von Problemen und Fragestellungen, die sich erst im Laufe der Analyse näher eingrenzen lassen und dementsprechend Entwicklungen unterworfen sind« (ebd., S. 614).

So wurden für die Organisation der Interviews – und dementsprechend auch für die vorliegende Monografie und für den geplanten Film – Ereignisse fokussiert, die sich als Kontingenzgeschichte der chilenisch-deutschen Geschichte rekonstruieren lassen und es in ihrer Dichte ermöglichen, die *entretamas* kenntlich zu machen. Die Erfahrungen und Positionierungen meiner Gesprächspartner*innen hinsichtlich dieser Kontingenzgeschichten wurden in ihrer Komplexität und Aussagekraft für das Verständnis von kulturellen und gesellschaftlichen Verflechtungen herausgearbeitet und dabei Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten als produktive Momente neuer Erkenntnisse angenommen.

1.3 Anfänge der chilenisch-deutschen Geschichte

Im Folgenden geht es um zunächst um die Verflechtungen in der deutsch-chilenischen Geschichte, die Teil jener Bedingungen darstellen, die deutsche Jüd*innen bei ihrer Ankunft in Chile vorfanden. Ob und wenn ja, wie diese Bedingungen ihre Bürger*innenwerdungsprozesse mit beeinflussten, gilt es herauszufinden.

Die Beziehungen zwischen Chile und Deutschland sind von Dauer. Die zahlreiche Literatur, die diese Beziehungen in ihren unterschiedlichen Facetten behandelt, konzentriert sich auf drei Phasen ihrer Festigung: Als erste Phase wird die Einwanderung aus dem ehemaligen Preußischen Reich Mitte des 19. Jahrhunderts, insbesondere nach Südkhile, identifiziert. Die Literatur zu dieser Phase beschäftigt sich mit den Gründen der Einwanderung, mit der Umsetzung und Etablierung von deutschen Kolonien über die soziale und wirtschaftliche Anbindung deutscher Siedler*innen bis hin zur Rolle der deutschen Wissenschaft und des preußischen Militärs für die Entwicklung der damals neuen chilenischen Republik. Als zweite Phase wird der Zweite Weltkrieg identifiziert. Die Literatur hierzu beschäftigt sich mit der Stellung Chiles zum Nationalsozialismus Deutschlands, den Beziehungen der beiden Staaten während des Zweiten Weltkrieges, der Verbreitung von nationalsozialistischem Gedankengut in den Institutionen

der Nachfahr*innen der deutschen Siedler*innen sowie mit der Flucht von deutschen Jüd*innen und später auch von ehemaligen nationalsozialistischen Funktionären nach Chile.⁶ Drittens wird die Umbruchphase von der sozialistischen Politik Allendes zur Diktatur Pinochets identifiziert. Die Arbeiten hierzu fokussieren die Beziehungen zwischen der DDR bzw. BRD und Chile sowie das Exil von Chilen*innen in Deutschland.⁷

Außerdem sind einzelne Arbeiten zu den Beziehungen zwischen beiden Ländern nach der Rückkehr zur Demokratie in Chile bzw. nach dem Mauerfall in Deutschland 1989 sowie zu Colonia Dignidad entstanden.⁸ Zur fachlichen Literatur über die chilenisch-deutschen Beziehungen sind auch Texte anderer Gattungen aus autobiografischer

-
- 6 Einige Arbeiten zu dem Themenkomplex: Von zur Mühle, Patrick (Bonn 1988): »Fluchtziel Lateinamerika: die deutsche Emigration 1933–1945«; Wojak, Irmtrud (Berlin 1994), »Exil in Chile: Die deutsch-jüdische und politische Emigration des Nationalsozialismus 1933–1945« (Lateinamerika Nachrichten 1995), »Ausharren oder Flüchten«. Deutsch-jüdisches Exil in Chile«; Laikin Elkin, Judith (Hamburg 1996), »150 Jahre Einsamkeit: Die Geschichte der Juden in Lateinamerika«; Nes-El, Moshé (Michigan 1997), »La actitud de Chile frente a la inmigración judía durante la Segunda Guerra Mundial (1933–1943)«; Farías, Victor (Santiago 2000), »Los Nazis en Chile«; Álvarez, María Ximena (Madrid/Frankfurt 2012), »Repensando identidades en el exilio en Sudamérica: artistas judeo-alemanes y su lucha en el campo de la cultura«; Camarasa, Jorge/Basso, Carlos (Buenos Aires 2014), »América Nazi«; Müller, Jürgen (Stuttgart 1997), »Nationalsozialismus in Lateinamerika: Die Auslandsorganisation der NSDAP in Argentinien, Brasilien, Chile und Mexiko, 1931–1945«; Gaudig, Olaf/Veit, Peter (Berlin 1997), »Der Widerschein des Nazismus: Das Bild des Nationalsozialismus in der deutschsprachigen Presse Argentiniens, Brasiliens und Chiles«; Steinacher, Gerard (Innsbruck 2008), »Nazis auf der Flucht: Wie Kriegsverbrecher über Italien nach Übersee entkamen«; Mülich, Walter (Ochsenfurt 2014), »Kreuzende Kurse: Bremerhaven, Bremen, Lübeck und Valparaíso: Deutsche und chilenische Schiffe als Instrumente der Unterdrückung«; Schlüter, Dorothee (Göttingen 2016), »Vom Kampfblatt zur Staatspropaganda: Die auswärtige Pressearbeit der NSDAP dokumentiert am Beispiel der NS-Wochenzeitschrift Westküsten-Beobachter aus Chile«; Fernandois, Joaquín (Stuttgart 2016), »Los años de prueba ideológica: Chile y el Tercer Reich«; Carreras, Sandra (Madrid/Frankfurt a.M. 2019), »Identidad en cuestión y compromiso social: los emigrados germano-hablantes en América del Sur«; Goodrick-Clarke (Wiesbaden 2009), »Im Schatten der Schwarzen Sonne. Arische Kulte, esoterischer Nationalsozialismus und die Politik der Abgrenzung«.
- 7 Zu diesem Themenkomplex siehe beispielhaft Wojak, Irmtrud/Holz, Pedro (München 2000), »Chilenische Exilanten in der Bundesrepublik Deutschland (1973–1989)«; Krämer, Reimund (Berlin 2003), »Chile und die DDR. Die ganz andere Beziehung«; Dufner, Georg (Oldenburg 2013), »Chile als Partner, Exempel und Prüfstein: Deutsch-deutsche Außenpolitik und Systemkonkurrenz in Lateinamerika«, (Frankfurt a.M./New York 2014); »Partner im Kalten Krieg: die politischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Chile«; Preuß, Janne (Berlin 2015), »Diplomatie in Zwielficht? Der Fall Beatriz Brinkmann in Rahmen der deutsch-chilenischen Beziehungen«.
- 8 Zur Sektensiedlung Colonia Dignidad promoviert zurzeit Jan Stehle an der Freien Universität zu Berlin. Gemeinsam mit Evelyn Hevia veröffentlichte er (Santiago 2016) den Sammelband: »Colonia Dignidad: Verdad, Justicia y Memoria«, der Beiträge zu den Menschenrechtsverletzungen in Colonia Dignidad in einer internationalen Tagung »Primer Seminario Internacional sobre Colonia Dignidad« vom Jahr 2014 beinhaltet; zu Colonia Dignidad siehe auch Gemballa, Gero (Berlin 2004), »Freiheit. Und das Gegenteil. Würde. Und das Gegenteil. Die Colonia Dignidad in Chile«.

sowie literarischer Perspektive⁹ im Schriftlichen sowie auch aus dokumentarischer und fiktionaler Perspektive im Filmischen¹⁰ hinzugekommen.

Im Folgenden werde ich auf die erste Phase eingehen, die die Vorbedingungen der Einwanderung und somit der Bürger*innenwerdungsprozesse meiner Gesprächspartner*innen darstellt. Die Einwanderung im 19. Jahrhundert wird auch im Unterkapitel 3.3 bezüglich des Todes des Ehepaars Luchsinger und der Mapuche-Bewegung und hinsichtlich ihrer genealogischen Bedeutung für den heutigen Rassismus in Chile behandelt. An dieser Stelle erfüllt die Darstellung den Zweck, ein grobes Bild dieser Vorbe-

-
- 9 Beispiele sind die Autobiografien einiger meiner Gesprächspartner*innen: zwei Bücher von Rudi Haymann, eine Semi-Autobiografie von Marjorie Agosín (New Mexico 1995): »A cross and a star: Memoirs a jewish girl in Chile«, die Teil meiner Analyse sind, sowie die Autobiografie von Eva Goldschmidt (Santiago, 2008), »Huyendo Del Infierno Nazi: La Inmigración Judío Alemana Hacia Chile En Los Años Treinta«. Weitere (rein) literarische Beispiele sind die Lyrik des Schriftstellers Clemente Riedemann aus Valdivia, Nachfahre deutscher Siedler*innen, in »Karra Maw'n« (Valdivia 1984), oder die Lyrik des Mapuche-Schriftstellers Jaime Huenún: »Pampa Schilling« in »Ceremonias« (Santiago, 1999); der Roman von Delia Domínguez Mohr, Schriftstellerin aus Osorno, ebenfalls Nachfahrerin von deutschen Siedler*innen: »La gallina castellana y otros huevos« (Santiago 1995), oder der Roman eines chilenischen Polizisten und Schriftstellers, Carlos Fuenzalida Valdivia: »Don Helmuth, el colono« (Santiago 1960), sowie die Bücher des chilenischen Botschafters in Indien, Jugoslawien und Österreich, Miguel Serrano, der Mitgründer der Bewegung Hitlerismo Esotérico (Esoterischer Hitlerismus) in Chile war. Unter seinen Büchern sind zahlreiche der Verehrung des Nationalsozialismus als esoterisch-religiöse Ideologie gewidmet. Einige seiner Texte sind unter folgenden Titeln ins Deutsche übersetzt worden: »Das goldene Band – Esoterischer Hitlerismus« (Wetter-Ruhr 1987), »Meine Begegnungen mit C. G. Jung und Hermann Hesse in visionärer Schau« (Einsiedeln 1997) und »Adolf Hitler, der letzte Avatar« (Leipzig 2004). Eine Forschung von Fabiola Zambrano zur diskursiven Konstruktion des Südens als deutscher Raum in der literarischen Produktion Chiles ist in Entwicklung. Einige Aspekte der Thematik mit einer Analyse einiger der genannten Werke wurden bereits veröffentlicht: Zambrano, Fabiola (London/Postdam 2018): *Inmigración alemana del sur de Chile: Karra Maw'n (1984) de Clemente Riedemann y La gallina castellana y otros huevos (1995) de Delia Domínguez Mohr*; eine Anthologie mit der Systematisierung der literarischen Repräsentationen einer deutschen Präsenz im Süden Chiles ist ebenso von Fabiola Zambrano und Ricardo Vega in Planung.
- 10 Im Vergleich zur literarischen Ausarbeitung sind die chilenisch-deutschen Beziehungen im Kino weniger thematisiert worden. Als Spielfilme sind die deutsche Produktion »Colonia Dignidad« (Florian Gallenberger 2016) und die chilenische, sich noch in Bearbeitung befindende, semiautobiografische Produktion »En tierra de aguas« (Eugenia und Margarita Poseck Menz) zu nennen. Als Dokumentarfilm ist mir nur die Arte-Produktion »Die Fjorde der Siedler« (Diana Seiler 2010) bekannt. Im Cono-Sur ist die chilenisch-deutsche Geschichte vergleichsweise wenig nicht ausgeschöpft. Zu den Beziehungen Argentinien-Deutschland sind im Spielfilmbereich zum Beispiel »Das Lied in mir« (Florian Cossen 2010, deutsch-argentinische Koproduktion), »Wakolda« (Lucía Puenzo 2013, argentinisch französisch-norwegisch-spanische Koproduktion), das zugleich die Adaption des gleichnamigen Romans der Regisseurin ist, »Frei« (Bernd Fischerauer 2014, deutsche Produktion) und »Der deutsche Freund« (Jeanine Meerapfel 2012, argentinisch-deutsche Koproduktion) zu nennen. Zu uruguayisch-deutschen Geschichte ist der Film *Mr. Kaplan* (Álvaro Brechner, 2014), der zugleich die Adaption des Romans des kolumbianisch-deutschen Journalisten und Schriftstellers Marco Schwartz ist: »El Salmo de Kaplan« (2005). Zur brasilianisch-deutschen Geschichte sind, auch nur im Spielfilmbereich, »Die andere Heimat – Chronik einer Sehnsucht« (Edgar Reitz 2013, deutsch-französische Koproduktion) und »Vor der Morgenröte: Stefan Zweig in Amerika« (Maria Schrader 2016, deutsch-österreichisch-französische Koproduktion) zu nennen.

dingungen im Einwanderungskontext meiner Gesprächspartner*innen zu vermitteln, wofür quantitative Informationen und Aussagen herangezogen und, wenn auch in geringerem Ausmaß, eine kritische Perspektive auf die Quellen mit einbezogen werden.

1.3.1 Zur deutschen Einwanderung in Chile im 19. Jahrhundert

Die Auswanderung aus Europa nach Chile im 19. Jahrhundert wird auf 80 000 Menschen geschätzt, davon 11 000 aus Deutschland (vgl. Bernedo/Bilot 2016, S. 17). Allein aus Göttingen sind zwischen 1842 und 1858 ca. 750 Menschen nach Übersee ausgewandert, und von dort aus direkt in die Stadt meines Studiums, Valdivia, waren es im Jahr 1857 46 Personen, die sich als Gruppe zusammengetan hatten und im selben Schiff in Chile ankamen (vgl. Weiß 2004, S. 18). Dabei war das jüngste Mitglied ein zwei Monate altes Baby und das älteste eine 76-jährige Frau (vgl. ebd., S. 109).

Als Motivationen werden meist wirtschaftliche und politische Gründe angegeben, doch sind die Ursachen vielfältiger. Für die Göttinger Auswanderer stellt beispielsweise Weiß fest, dass die Situation der jeweiligen Familienkonstellationen oder alleinstehenden Migrant*innen ebenso wenig homogen gewesen seien, aber bei keinem eine wirtschaftliche Not erkennbar gewesen sei. Auch politische Gründe seien hier ausgeschlossen. Als Erklärung bietet die Autorin an, dass die Gruppe aus Handwerker*innen bestand und eher als die tatsächlichen Umstände eine Angst vor einer ungewissen Zukunft im Zuge der Industrialisierung ausschlaggebend waren (vgl. ebd., S. 192). Den Gründen vor Ort stand eine Einladung aus Chile gegenüber. Weiß stellt für die Auswanderung aus Göttingen nach Valdivia fest: »Es zeigte sich [...], dass in Göttingen ein Wissen über Chile existierte und dass verschiedene Agenten für eine Auswanderung dorthin warben« (ebd., S. 226).

Der erste Kolonisationsagent Chiles in Deutschland war Bernhard Eunom Philippi. Aus Berlin stammend, war er als Leichtmatrose auf einem preußischen Handelsschiff bereits 1830 für einen kurzen Aufenthalt in Chile gewesen. Er kehrte einmal 1837 zurück, diesmal als dritter Steuermann im selben Schiff, auf dem er auch den Wissenschaftler Dr. Segeht kennenlernte, der wiederum im Auftrag des Berliner Museums für Naturkunde naturhistorische Objekte in Chile sammeln wollte. Im Jahr 1841 kehrt Philippi zum dritten Mal nach Chile zurück, diesmal, um für das Berliner Museum weitere Materialien zu sammeln (vgl. ebd., S. 157). Seine Forschungsreisen sollten auch die Kolonisierung des Südens vorbereiten. Erst als private Person, dann als von der chilenischen Regierung ernannt, sollte er bei der Etablierung von deutschen Kolonien mitwirken. Der wichtigste intellektuelle Autor und Anwerber von Agenten für Chile war jedoch Vicente Pérez Rosales, der ab 1850 als diplomatischer Abgesandter des Landes für die Anwerbung in Hamburg tätig war. Brian Loveman stellt Pérez Rosales folgendermaßen vor:

Perez Rosales family belonged to the »political class« of aristocrats and pseudo-aristocrats that ruled South America's most »stable« nation in the nineteenth Century. But he also belonged to Europe's and the Western Hemisphere's age of exhilarating technological, commercial, and political transformation. He was part of a world responding to the American revolution of 1776, the French Revolution of 1789, the philosophical »age of reason«, the political age of upheaval, the attack on monarchy and the

ancien regime, the struggle to create republics – and an age in which millions of Europeans left their homelands to resettle in the Western Hemisphere. (Loveman 2003, S. XVII)

Die Anwerbung deutscher Siedler*innen für Chile erfolgte durch Agenten in Deutschland und durch die Presse. In Falle Göttingens wurde der Besuch von Philippi am 9. April 1851 in der Rubrik »Angekommene Fremde« im Göttingischen Wochenblatt erwähnt. Zusammen mit seinem Bruder Rudolph Amandus Philippi gründete er in Kassel die »Agentur für die Einwanderung in Chile zur Besiedlung der Provinz Llanquihue« (Weiß 2004, S. 158). Zuerst von Philippi und tiefgehender dann von Pérez Rosales wird im 19. Jahrhundert eine migrationsregulierende Instrumente umgesetzt, mit bis heute spürbaren Konsequenzen für Chile und Deutschland.

In seinen Memoiren beschreibt Vicente Pérez Rosales seinen Aufenthalt in Hamburg und die Atmosphäre unter den Kolonisationsagenten folgendermaßen:

The city and port of Hamburg, capital for this small republic whose territory consist of only 157 square miles with a population of 200.000 of whom 160.000 live in the town, is one of the most beautiful in Germany, despiests its irregular shape [...]. As soon as they hear of the appearance of some new plan of settlement that might interfere with their monopoly on the shipment of men, these assiduous agents, though each works for himself against all the others, not only join to combat it but do so with the most underhanded methods. The semibarbaric state of the Pacific regions; the degradation and imminent extinction of the Latin iste; its religious intolerance; the daily and bloody revolutions; the deadly climate of the Isthmus of Panama, which they present as extending as far as Cape Horn; invasions by cannibalistic Indians; snakes and other poisonous reptiles – all these are so many instruments with which, for their own purposes, they exploit both the simple credulity of the would-be emigrants and the fears of the mothers who witness their departure. (Pérez Rosales 2003, S. 378)

Diese Beschreibung vermittelt den Umfang dieser Instrumente zur Regulierung der Weltpopulation und die Verbreitung der Anwerbung von Migrant*innen als Strategie mehrerer Länder, Europäer*innen zur Konstitution der »eigenen« Bevölkerung zu gewinnen. Abgesehen vom Konkurrenzaspekt um Migrant*innen sind Parallelen zur heutigen globalen Migrationsbewegung bemerkenswert. Anspielungen auf Ängste vor Kulturverlust sowie Gewalt gegen Migrationsbewegungen sind damals wie heute vorhanden. Zugleich wird deutlich, wie schon damals, auf weniger versteckte Art, mit einer Rückkehr zum Primitiven gedroht wird. Die globale Dimension des Phänomens stellt den chilenischen Politiker vor eine Nord-Süd-Trennung, wobei er zu beweisen hat, dass Chile den »Ansprüchen« des Nordens entspricht:

I began to receive many letters bombarding me with questions about Chile. What is Chile, they asked. Where is it? What sort of government does it have? What religion? What natural products are found there? What kind of manufactures might profitably be established there? What is its climate like? What kind of epidemics or diseases threaten the foreigner there? And so on.

Such detailed interrogation is by no means to be wondered at, because it can never be repeated often enough that, outside those commercial firms that trade with it and the foreign offices of the maritime powers that are in the habit of forcing it to pay indemnifications, our Chile is as well known among Europeans as are the mountains of the moon among us.

This mass of inevitable inquiries, each of which called for at least a volume in reply, was the occasion for my *Ensayo sobre Chile*, a work that I wrote with the scanty information I had at hand and in the brief intervals between my duties, and that I mailed as my reply to my many questioners. (Ebd., S. 380)

In seinem Essay über Chile sagt Pérez Rosales, das Land sei zwar reich an Rohstoffen, aber arm an Arbeitskräften, die den tatendurstigen Geist besäßen, um Bodenschätze auszubeuten (2010, S. 98).

Während Pérez Rosales dies als Repräsentant des Staates tat, warben vor ihm bereits Privatleute für Chile. Die erste »deutsche Kolonie« stellten neun Familien, die 1846 ankamen und von einem Zusammenschluss des bereits erwähnten Philippi mit deutschen Geschäftsmännern und dem preußischen Konsul in Valparaíso »betreut« wurden. Die Geschäftsleute hatten Ländereien in der südlichen Stadt Osorno gekauft, mit dem Ziel, eine private Kolonie zu etablieren, ermutigt durch ein Kolonisationsgesetz, das im Jahr 1845 verabschiedet wurde (vgl. Bernedo/Bilot 2016, S. 21f.) und die Etablierung von Kolonien mit Chilen*innen und Ausländer*innen auf Ländereien im Süden vorsah.

Die Anwerbung von deutschen Siedler*innen war somit ein postkoloniales Projekt, das zur Staatsräson der damals liberalen demokratischen Republik Chiles gehörte. Als chilenischer Aristokrat identifizierte sich Pérez Rosales wie auch der Rest der Elite des Landes mit seinem europäischen Ursprung. Die Anwerbung von deutschen Siedler*innen war zugleich das Fortschreiben der kolonialen Differenz, von der Mignolo sprach.

Ihre Einwanderung steht in Chile in Zusammenhang mit Gewalt gegenüber den Einwohner*innen des Südens. »Die Anwerbung« der Ländereien in Osorno seitens Philippi muss nicht, könnte aber vor dem Hintergrund dieser Verhältnisse durchgeführt worden sein. Erneut ermöglichen die Memoiren von Pérez Rosales einen Zugang zur damaligen Verhandlungsatmosphäre. Bezüglich seiner Reise in den Süden Chiles, um die Ländereien zur Etablierung deutscher Kolonien zu organisieren, schreibt Pérez Gonzales an Valdivia: »I was accompanied by one Juanillo or Pichi-Juan, a drunken native, celebrated for his knowledge of the most hidden forest paths and also as a genealogist ready to declare which of his ancestors had been the owners of the lands that the Valdivians used to purloin« (Pérez Rosales 2003, S. 321).

Auf lokaler Ebene waren das Kolonisationsgesetz und die Anwerbung von Deutschen auch ein Expansions- und Integrationsinstrument des chilenischen Staates, der gerade erst dabei war, sich zu formieren. Bis zum Ende der Kolonialzeit war Chile in Nord- und Südkhile unterteilt, getrennt durch die Region der Mapuche. Den Mapuche, die der spanischen Invasion widerstanden haben, stand ein von der spanischen Krone anerkanntes Territorium zu, das sich bis Argentinien erstreckte. Bereits im Unabhängigkeitskrieg (1918–1825) warben die chilenischen Eliten für die Eingliederung dieser Region und der Mapuche in die chilenische Nation. Nach der Unabhängigkeit wurden mehrere Versuche

unternommen, unter anderem in Zusammenarbeit mit der argentinischen Regierung, um die Mapuche von beiden Seiten einzuengen (vgl. Ruiz Rodríguez 2008, S. 64).

Das Kolonisierungsgesetz legte ca. 950 Hektar »von Menschen entleertem« Land zur Kolonisierung fest. Drei Phasen der Etablierung der Kolonien im Süden werden unterschieden: eine erste von 1846 bis 1875 in Valdivia und um den Llanquihue-See, eine zweite von 1882 bis 1890 in der Region de la Araucanía und eine dritte von 1890 bis 1914, die sich im Norden Chiles oder zu den bereits bestehenden Kolonien in den Regionen der Araucanía und Chiloé oder ganz im Süden Patagoniens, in Magallanes, etablierten (vgl. Bernedo/Bilot 2016, S. 21f.). Die Gründung von deutschen Kolonien zunächst in den angrenzenden Regionen war eine der Strategien dafür. Die zweite Phase der Kolonisierung wurde im Zusammenhang mit einer – an den USA orientierten – militärischen Operation durchgeführt, um das Mapuche-Territorium einzunehmen. Dabei wurden die Mapuche verdrängt, die dann »frei gewordenen« Ländereien aufgeteilt und von der Regierung an Kolonist*innen vergeben oder versteigert (vgl. Sanhueza 2016, S. 61). In der dritten Phase waren die Wege »geglättet«.

Die gewaltvolle, postkoloniale Praxis und das Zivilisationsprojekt als Rechtfertigung für die territoriale Expansion waren nicht mehr voneinander zu trennen. Mitte des 19. Jahrhunderts lautete die Überzeugung von Pérez Gonzales wie folgt:

The snares and trickery of the civilized man and those of the Indian are in conflict when matters between civilized men and Indians [...]. The point is simply to find a piece of land that has no owner but the state and, once it has been found, to arrange with the most appropriate local Indians to have them sell it as something inherited from their ancestors. The natives, induced by bribes and especially by drink, crowd into the courts to declare under every oath trying to sell it. The transfer tax is now paid, unless it is dispensed with, and a bill of sale is drawn up. By this time some absurd notices have been posted that no one reads, or if anyone does read them, he will certainly not allege any rights to a property he has never heard of. (Pérez Rosales 2003, S. 358f.)

Die staatliche Gewalt, der Raub und Betrug, mit denen das Zivilisationsprojekt umgesetzt wurde, werden bis heute unter Betonung des Beitrags der deutschen Siedler*innen auch durch die Wissenschaft vielfach geleugnet. Zur Literatur zur Etablierung von deutschen Kolonien stellt Alejandra Lübcke fest:

Obwohl sich diese Untersuchungen zweifellos in Motivation und Ausführung ihrer Fragestellungen unterscheiden, ist ihnen jedoch eines gemeinsam: Sie erzählen die Geschichte von einer homogenen nationalen Gemeinschaft, von der langen Tradition Deutscher im kolonialen Chile, von einer zivilisatorischen, Kultur schaffenden Leistung in der »Neuen Welt«, von der Urbarmachung von Land mittels harter Arbeit und vom Fleiß deutscher Männer und Frauen. (2003, S. 12)

In ihrer Dissertation mit dem Titel »Welch ein Unterschied aber zwischen Europa und hier« untersucht Lübcke Briefe, die Siedler*innen aus Südkhile nach Deutschland schrieben. Darin stellt sie fest, dass über die Kategorie »Arbeit« kulturelle Identität geschaffen wird, wobei zwischen »Fleißigen« und »Faulen« unterschieden wird (ebd., S. 229). Ih-

re Arbeit zeigt, dass der Zivilisationsdiskurs von den chilenischen Repräsentant*innen und den deutschen Kolonist*innen geteilt wurde. Die Bücher des Deutsch-Chilenischen Bundes, das größte Archiv zu deutsch-chilenischer Geschichte in Santiago, nutzt ein Vokabular, in dem in der Darstellung der deutschen Siedler*innen und ihrem Beitrag für Chile Patriotismus und Kolonialismus zusammenkommen. So wird Philippi als »Vater« und »Märtyrer« der deutschen Kolonisierung in Chile dargestellt (nachdem er von der chilenischen Regierung nach Magallanes versetzt wurde, wurde er von Indigenen getötet), der die Llanquihue-Gegend »wiederentdeckte« (vgl. Minte Münzenmayer 2002, S. 26). Die Deutschen werden somit als Helden der chilenischen Nation inszeniert.

Zur Etablierung deutscher Siedler*innen in Magallanes nach dem Tod von Philippi ist in einer anderen Veröffentlichung des Deutsch-Chilenischen Bundes zu lesen:

Zwischen 1855 und 1906 ist die Anzahl der Schafe von 6 auf 1 873 000 gestiegen [...]. Der deutschen Firma Wehrhahn und Co., deren Repräsentant und Handelspartner Rudolf Stubenrauch war, gilt das Verdienst, das Schafgeschäft in Magallanes initiiert zu haben [...]. Rudolf Stubenrauch gelang es, Schafe in Kohlenschiffen von den Falklandinseln herzubringen, und er schuf das Anwesen »Gente Grande« [»große Menschen«]¹¹. Dafür musste er sich den Indigenen aufzwingen, die bis dahin die einzigen Besitzer des Feuerlandes waren [...]. Die Situation der Indigenen verschlechterte sich mit den weiteren Konzessionen immer mehr. Ihnen blieb jedes Mal weniger Land für ihren Lebensunterhalt, was ihren drastischen Rückgang verursachte. Währenddessen vergrößerte sich das Anwesen »Gente Grande« nach und nach, bis es in »Viehzuchtgesellschaft Gente Grande« umbenannt wurde.¹² (Krebs Kaulen/Tapia Guerrero/Schmid Anwandter 2001, S. 61)

Als Mitwirkung der »Deutschen« bei die Expansion Chiles wird in dieser Darstellung ihr Beitrag zur Wirtschaft unterstrichen. Die Ausrottung der indigenen Bevölkerung wird dabei als Nebenwirkung und zugleich als den Konzessionen geschuldet betrachtet und somit dem chilenischen Staat zugeschoben, auch wenn im ersten Moment die Bekämpfung der Indigenen als notwendig und den deutschen Siedler*innen als Leistung zugeschrieben worden war. Ein weiteres Beispiel bezüglich der Siedler*innen von Osorno

11 Wie der Name des Landguts entstanden ist, wird im Text nicht vermittelt. Vor dem Hintergrund der hier diskutierten Repräsentation der deutschen Siedler*innen könnte er im doppelten Sinne bedeutend sein, denn mit »Gente Grande« könnte die tatsächliche Statur der Menschen, die wahrscheinlich größer als die lokale Bevölkerung war, und zugleich die menschliche Qualität der Siedler*innen, gemeint sein. Diese implizierte Bedeutung entspricht dem Zivilisations- und Beitragsdiskurs der europäischen Einwanderung. Mit der Vergegenwärtigung der Verhältnisse zwischen Siedler*innen, chilenischem Staat und der lokalen, indigenen Bevölkerung wirkt der Name geradezu ironisch.

12 Meine Übersetzung. Originaltext: »Entre 1855 y 1906 las ovejas aumentaron de seis a 1.873.000 [...]. La firma alemana Wehrhan y Cía. cuyo representante y socio era Rudolf Stubenrauch, tiene el mérito de haber iniciado la ovejería en Magallanes [...]. Stubenrauch logró traer ovejas desde las islas Falkland en barcos carboneros y creó el fundo Gente Grande. Para ello debió imponerse a los indígenas, hasta entonces los únicos dueños de Tierra del Fuego [...]. La situación de los indígenas se fue agravando al entregarse nuevos terrenos en concesión. Cada vez disponían de menos tierras para su sustento, lo que provocó que se redujera drásticamente su número. Mientras tanto el fundo Gente Grande crecía, pasando a llamarse Sociedad Ganadera Gente Grande.«

möchte ich noch hinzufügen. Die Herstellung von Milchprodukten aus dem Süden, die bis heute großen Zuspruch im ganzen Land haben, wird im Text von Patricio Bernedo und Pauline Bilot der Familie von Bischoffshausen zugeschrieben.

Im Jahr 1858 unternahm die Baronin Sophie von Bischoffshausen [...] eine Marktstudie, noch bevor die Umsetzung des Familienprojekts begann. Sie beobachtete, dass die Preise von Milch, Sahne und Butter sehr hoch waren, was damit zusammenhing, dass die Viehzucht in Chile sich im Wesentlichen auf die Fleischproduktion konzentrierte.¹³ (Bernedo/Bilot 2016, S. 39)

Während Bernedo und Bilot diese Anfänge aus den Briefen der Baronin rekonstruieren und dabei ihre Intelligenz und ihr strategisches Denken als Begründung für die Erfolgsgeschichte ihres Anwesens »Fundo el Roble« angeben (vgl. 2016, S. 39), zieht Lübcke einen anderen Schluss aus denselben Briefen. Sie sieht in dieser Übernahme und Reproduktion von Identitätszuschreibungen zu »den« Deutschen und »den« Chilenen rassistische Rationalitäten, die zu einer Erklärung des Erfolgs beitragen könnten:

Die Differenz zu den »faulen Anderen« taucht immer wieder aus den Briefe Erzählungen der Sophie von Bischoffshausen auf. In ihren ausführlichen Schilderungen der landwirtschaftlichen und häuslichen Geschäfte, der Aussaat, Ernte und so weiter ist das stete Lamento darüber zu lesen, »keine deutschen Knechte zu haben« und dass »die Chilenen zu unzuverlässig und faul [sind]«. (2003, S. 228)

Ich stimme Lübckes These zu. Diese Repräsentation zeigt vor allem, wie eine »deutsche Identität« im nationalen Selbstbild Chiles für seine Konstitution als weiße Nation integriert wurde. Bei Lübcke heißt es weiter: »Der Faden, an dem diese Briefstelle weiterspinnt, führt wiederum zum kolonialen Auswanderungsdiskurs und zum dort verhandelten ›nationalen Charakter des deutschen Auswanderer‹ – der ›deutschen Sparsamkeit‹, dem ›deutschen Fleiß‹ und der ›deutschen Rechtschaffenheit‹« (ebd.).

Dass die Kolonialpraktiken hinter den Diskurs des Beitrags der deutschen Einwanderung für die Entwicklung der chilenischen Nation gerückt wurden, zeigt auch das seit 2006 existierende Museum über Rudolph Amandus Philippi. Rudolph war der Bruder von Bernhard Eunom Philippi. Nach seiner Tätigkeit als Kolonisationsagent in Kassel wanderte er zu seinem Bruder nach Chile aus und war dort in seinem eigentlichen Beruf als Botaniker tätig. Das Haus beherbergt heute das Museo de la Exploración R. A. Philippi und wird von der Universidad Austral de Chile verwaltet. Die Ausstellung ist seiner Person und vor allem seinem Beitrag zur Erforschung der Botanik Chiles gewidmet. In diesem wie in den anderen hier kurz skizzierten Beispielen wird deutlich, dass sich an dieser Repräsentation von »Deutschen in Chile« nicht nur Nachfahr*innen von deutschen Siedler*innen, sondern auch Intellektuelle in Chile wie in Deutschland mit

13 Meine Übersetzung. Originaltext: »En 1854, la baronesa Sophie von Bischoffshausen [...] realizó un estudio de mercado previo a la implementación del proyecto familiar. Observó que los precios de la leche, crema y mantequilla eran muy elevados, lo que se debía a que la actividad ganadera del país se concentraba básicamente en la producción de carne.«

der Produktion von Fachliteratur sowie mit Institutionen wie Museen und Universitäten durch Ausstellungen und die Unterstützung von Forschungsprojekten in verschiedenem Maß und sicherlich nicht immer aus der Motivation heraus, Postkolonialismus zu reproduzieren, beteiligen. Wie die zitierten Theoretiker*innen anmerkten, setzt sich Eurozentrismus »von alleine« fort, wenn nicht eine postkoloniale Perspektive angenommen wird.

Bevor wir uns den Verflechtungen Chiles und Deutschland im Bereich der Wissenschaften widmen, möchte ich auf die Präsenz von deutschen Jüd*innen bei der Etablierung der deutschen Kolonien eingehen. Beispielhaft dafür ist das Schicksal von Bernhard Eunom Philippi. Nachdem er privat die erste deutsche Kolonie errichtete, wurde er von der Regierung zum Kolonisationsagenten ernannt. 1848 wurde er beauftragt, 120 deutsche Familien für den Süden Chiles zu gewinnen. Diese sollten ein wenig Kapital mitbringen und der katholischen Religion angehören (vgl. Krebs Kaulen/Tapia Guerrero/Schmid Anwandter 2001, S. 41). Philippi war dies jedoch nicht möglich, da sich die katholische Kirche in Deutschland aus Sorgen um den Verlust von Gläubigen dagegenstellte. Er kehrte deshalb mit protestantischen deutschen Familien nach Chile zurück. Daraufhin und als eine Art Strafe wurde er zum Gouverneur von Magallanes ernannt, wo er angeblich von Indigenen getötet wurde. Moshé Nes-El stellt fest, dass das Einwanderungsgesetz in Chile im 19. Jahrhundert sehr liberal gewesen und nicht gegen Jüd*innen gerichtet sei. Eine Ausnahme bildet hierbei das Jahr 1896, als in den Regelungen der selektiven Einwanderung für die Etablierung von Kolonien spezifiziert worden war, dass sich keine Jüd*innen unter den Siedler*innen befinden durften (Nes-El 1997, S. 297). Günther Böhm berichtet zudem, dass sich unter den deutschen Siedler*innen sowie unter den deutschen Geschäftsleuten in Valparaíso bis dahin auch deutsche Jüd*innen befunden haben. Er stellt einige dieser Personen vor, die zum Beispiel die erste freiwillige Feuerwehr »Germania« gegründet oder sich finanziell an der Errichtung der ersten deutschen Schule in Valparaíso beteiligt hatten. Auch nennt er einen Geschäftsmann, der, nachdem er sich am Sklavenhandel in Brasilien beteiligt hatte, nach Copiapó im Norden Chiles übersiedelte, »angezogen von dem durch die vielen reichen Silberminen hervorgerufenen Aufschwung dieser Stadt« (Böhm 1992, S. 274). Die Präsenz der deutschen Jüd*innen scheint zu der Zeit nicht problematischer als die der Protestant*innen gewesen zu sein. Auch unter »Deutschen« scheinen hier keine Unterschiede gemacht worden zu sein. Böhm führt als Beispiel hierfür an, dass die Möbelhandlung des deutschen Juden Carl Seckel in Valparaíso, eine Filiale der Firma in Hamburg, in einem Jahrbuch über Deutsche in Chile angepriesen wurde (vgl. ebd., S. 279). Auch geht aus Böhms Beschreibung hervor, dass Religion ausgehandelt wurde,¹⁴ wenn dies bessere Chancen versprach. Als Beispiel führt er eine Hochzeit auf dem Schiff »Hermann« Richtung Valdivia zwischen einem deutschjüdischen Arzt und einer christlichen Deutschen an, die vom Kapitän an Bord durchgeführt wurde (vgl. ebd., S. 280). Der Autor lässt offen, ob die Hochzeit als Anpassung an die Erwartungen des Aufnahmelandes bezüglich Religionszugehörigkeit oder als Strategie des jungen Paares, als verheiratetes Paar mehr Land zu bekommen, angesehen werden kann. Das Ehepaar etablierte sich jedenfalls in der

14 Vom Autor wurde nicht mitgeteilt, ob das Ergebnis der Aushandlung die Annahme des Christentums oder des Judentums war.

deutschen Kolonie um den Lago Llanquihue und als erster Arzt behandelte der Mann die anderen gerade erst angekommenen deutschen Siedler*innen. Auch am Beispiel von La Unión, einer Ortschaft zwischen Osorno und Valdivia, macht der Autor eine Koexistenz von deutschen Jüd*innen und nichtjüdischen Deutschen deutlich. Damals ein Dorf von 400 Einwohnern, von denen 50 deutsche Siedler*innen waren, war La Unión stark von der deutschen Einwanderung geprägt. Dabei waren deutsche Jüd*innen bei der Gründung des Deutschen Vereins, der deutschen Schule sowie der freiwilligen Feuerwehr beteiligt, auch eröffnete ein deutscher Jude die erste Apotheke des Dorfes (vgl. ebd. S. 280).

Böhm geht es zunächst ebenso darum, den Beitrag der deutsch-jüdischen Einwanderer in Chile zu hervorzuheben. Zugleich weist der Text jedoch auf eine weitere Eigenheit in der Repräsentation der Deutschen in Chile hin: die Abwesenheit deutscher Jüd*innen darin.

Zum Thema der Gründung deutscher Kolonien in Chile möchte ich kurz auf drei weitere Bereiche eingehen, welche in der Fachliteratur als die relevantesten für die chilenisch-deutschen Beziehungen aufgefasst werden: die Wissenschaft, das Bildungssystem sowie das Militär.

1.3.1.1 Verflechtungen in der Wissenschaft

Auf der Website des Museo de la Exploración R. A. Philippi ist das Ziel des Museums folgendermaßen angekündigt: »Das Museum stellt das Werk des Gelehrten Rudolph Amandus Philippi anhand von wertvollem kulturellem Erbe aus und illustriert dabei die Wichtigkeit der Naturforscher für die Entwicklung der Wissenschaft in Chile [...].«¹⁵ Zu den Naturforschern in Chile und der Entwicklung der Wissenschaft in Chile meint Sanhueza Cerda, dass auch vorher, aber insbesondere im 19. Jahrhundert, die meisten Lateinamerika-Reisenden aus dem heutigen Deutschland stammten und dass dies mit der Unabhängigkeit und damit einhergehenden gelockerten Einreisebestimmungen zu tun habe. Im Falle der »wissenschaftlichen Reise« stellt Sanhueza Cerda fest, dass diese Häufigkeit mit Alexander von Humboldt zusammenhänge: Nach seinen Reisen durch den amerikanischen Kontinent und seiner Rückkehr in Deutschland weckte von Humboldt durch seine Lehre großes Interesse für den Kontinent, das »eine echte akademische Pilgerschaft« (2006, S. 49) dorthin anstieß und zum Teil auch durch eine kritische Haltung gegenüber Eurozentrismus motiviert war (vgl. ebd. S. 54). Auch Rudolph Amandus Philippi hatte 1827 und 1828 an Konferenzen Alexander von Humboldts in Berlin teilgenommen (vgl. Sanhueza Cerda 2006, S. 55).

In einem anderen Text stellt Sanhueza Cerda die Intensivierung von Forschungsreisen auch in einen Zusammenhang mit Entwicklungen in Deutschland: An der intellektuellen Expansion habe auch eine Vermehrung von Forschungsgesellschaften und geologischen, mineralogischen sowie anthropologischen Museen mitgewirkt (vgl. 2011, S. 31).

15 Meine Übersetzung. Originaltext: »El museo expone la obra del sabio Rudolph Amandus Philippi, a través de valiosas colecciones patrimoniales, ilustrando la importancia de los naturalistas en el surgimiento de la ciencia en Chile [...]« (Homepage des Museums: <https://web.archive.org/web/20160327123242/http://museosregiondelosrios.cl/index.php/valdivia-vall-e-central/museo-de-la-exploracion-r-a-philippi-valdivia>. Letzter Zugriff am 25.08.2019).

Auch die Naturforscher, die nach Chile kamen, standen in dieser Tradition. So war Eduard Friedrich Poeppig (1798–1868) der erste Forscher, der die Vegetation, Botanik und Zoologie der Regionen Chiles, die nach »der Unabhängigkeit noch nicht studiert waren«, und die indigene Bevölkerung dieser Regionen erforschte. Ein Herbarium aus mehr als 4000 Spezies sowie ca. 17 000 seziierte Pflanzen und Tiere wurden nach Deutschland gesendet.

Barbara Göbel stellt am Beispiel von vier aus dem heutigen Deutschland stammenden Anthropologen fest, dass sie das Fach und die Institutionen in Chile stark beeinflusst und ihnen zugleich Sichtbarkeit verliehen haben. Die Autorin merkt an, dass sich die Anthropologie wie in Europa auch in Lateinamerika in enger Verbindung mit den Museen entwickelt habe. So war beispielsweise der erste Direktor des Ethnologischen und Anthropologischen Museums von Santiago Max Uhle (1912–1915), der später auch den ersten Lehrstuhl für Archäologie in Quito, Ecuador, innehatte (vgl. 2011, S. 198f.), bis er 1933 zurück nach Deutschland ging und am Iberoamerikanischen Institut und an der Universität von Berlin weiter aktiv blieb (vgl. Potthast/Reinert 2011, S. 272f.). Göbel stellt zudem fest, dass diese Wissenschaftler*innen, obwohl sie sich als Erste für Diversität und Komplexität der gegenwärtigen und vergangenen indigenen Gesellschaften interessierten, Anthropologie in einem positivistischen Verständnis praktizierten (vgl. ebd., S. 201).

Auch Fotografie wird in den Arbeiten von deutschen Anthropolog*innen als Dokumentationsmaterial eingesetzt. Nach Barbara Potthast und Kathrin Reinert prädominierte dabei die »fotografía de tipos« (Artenfotografie), bei denen Menschen so inszeniert werden, dass ihre Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe betont wurde. Diese Bilder sollten in Museen dem deutschen Publikum ein Bild der Diversität und Hierarchisierung der Gesellschaften in Lateinamerika vermitteln, wobei viele der Bilder exotisierend und rassistisch waren (vgl. ebd., S. 276f.). Die Autorinnen stellen die These auf, dass die Botschaft dieser Bilder jedoch nicht uniform war, und lassen offen, ob es bei diesen Bildern um einen Versuch der Wissenschaftler*innen ging, zirkulierenden stereotypisierenden Ideen zu entsprechen und/oder zur Konstruktion der Indigenen als die Anderen der Nation in Lateinamerika beizutragen (vgl. ebd., S. 279).

1.3.1.2 Das Pädagogische Institut

Im Zuge eines Bildungsprogramms zur Verbesserung der Ausbildung von Lehrer*innen entschied die Regierung von Domingo Santa María, eine »misión pedagógica«, also eine »Bildungsmission« nach Berlin zu entsenden (Sanhueza Cerda 2006, S. 63). Ana Belén García Timón weist daraufhin, dass Deutschland damals aufgrund seiner Fortschritte im Bildungssystem internationale Anerkennung genoss und in dieser Hinsicht von vielen Ländern beobachtet wurde (vgl. 2012, S. 71). Aus Chile beschäftigten sich der Botschafter Valentín Letelier sowie Claudio Matte und José Abelardo Núñez mit dem deutschen Bildungssystem. Sie sollten das System durchdringen und deutsche Dozent*innen für die Ausbildung von Lehrer*innen für die Sekundärschule in Chile gewinnen. Als Ergebnis dieser Kommission wurde im Jahr 1889 das *Instituto Pedagógico* für die Ausbildung von Schullehrer*innen gegründet sowie eine Modifizierung der Lehre in den staatlichen Schulen herbeigeführt: Es wurde eine konzentrische Methode eingesetzt, bei der eine Aneignung des Stoffes mittels reinen Auswendiglernens durch eine induktive rationale

Methode ausgetauscht werden sollte (vgl. Sanhueza Cerda 2006, S. 67). Sanhueza Cerda weist darauf hin, dass diese Transformationen, da sie neu war und deswegen von Chilenen nicht durchgeführt werden konnten, die Einführung von Lehrenden aus dem Ausland nötig machte und es aufgrund der kultivierten Bewunderung und der bereits etablierten Beziehungen quasi »naturgemäß« war, dass diese aus Deutschland kämen (vgl. ebd.).

Unter den neuen Lehrenden des Instituto Pedagógico war Rudolf Lenz Danziger aus Halle, Doktor der Philosophie vom Seminar für Romanische Philologie der Universität Bonn, der dann die chilenische Nationalität annahm und bis zum Ende seines Lebens im Jahr 1938 in Chile lebte. Neben dem Unterricht am Institut widmete er sich in Chile als Ethnolinguist dem Studium des Mapudunguns, der Sprache der Mapuche. Das machte ihn zum Ziel für Angriffe aus einem Teil der intellektuellen Elite, die die starke Orientierung des chilenischen Bildungssystems und der Wissenschaft am deutschen Modell nicht begrüßte. Diese Kritik ging durch Eduardo de la Barra als die »deutsche Verhexung« in die Öffentlichkeit ein. Darin wird den »Verhexten« Rücksichtslosigkeit vorgeworfen, um ihrem Begehren, ihren deutschen »Feti[sch]en« nachzugehen. Sanhueza Cerda zufolge ist diese Kontroverse vor dem Hintergrund der Debatten über eine »chilenische Identität« zu betrachten. Das Interesse von Lenz Danziger an der Sprache Mupudungun wurde vom Kritiker de la Barra als ein Versuch verpönt, »den Araukaner wiederherzustellen«. Sanhueza Cerda stellt zudem die These auf, dass hinter dem »anti-germanischen Kreuzzug« auch ein Kampf gegen die »Aufklärung des chilenischen Volks« (ebd., S. 74f.) stecke. Dabei wird deutlich, dass die Kritik an der »Germanisierung« zugleich die Verteidigung einer »Französisierung« der »chilenischen Identität« war. Auch weist diese Debatte exemplarisch darauf hin, wie europäische Ansprüche an Hegemonie auf den amerikanischen Kontinent übertragen und dort weiter ausgehandelt wurden.

1.3.1.3 Das Militär

Sahuenza Cerda stellt fest, dass sich die »philogermanische« Haltung im wissenschaftlichen und pädagogischen Bereich auch auf das Militär ausdehnte. Zudem beeindruckte in Chile der Triumph der deutschen Truppen gegenüber den französischen im Deutsch-Französischen Krieg von 1871. Der Wunsch, eine Professionalisierung des Militärs anzustreben, entstand in Chile wiederum aus einer auf mehreren Ebenen gefühlten Bedrohung heraus: Zum einen mussten die Grenzen in Patagonien gegenüber Argentinien sowie die militärische Durchdringung in den Territorien der Mapuche und nach dem Pazifikkrieg gegen Peru und Bolivien, die neu »gewonnenen« Territorien im Norden, sichergestellt werden (vgl. ebd., S. 76). Die Beobachtungen des preußischen Militärs wurden in darauf spezialisierten Zeitschriften in Chile veröffentlicht. Im Jahr 1885 wurde Emil Körner von der chilenischen Regierung als erster militärischer Instrukteur aus Preußen eingestellt, dem weitere für die verschiedenen Zweige der militärischen Ausbildung folgten.

Körner entwickelte eine Kriegsakademie nach dem Vorbild der preußischen in Berlin. Es wurden neue Fächer eingeführt, die sich mit deutscher Literatur befassten, womit Deutsch zu einer wichtigen Lehrsprache in der militärischen Karriere wurde. Es wurde auch ein militärischer Austausch eingerichtet, bei dem sich zwischen 1895 und 1913 130 chilenische Offiziere in den Kasernen und Kriegsakademien in (dem heutigen) Deutsch-

land aufhielten (vgl. ebd., S. 79). Am deutlichsten wird diese Verflechtung dadurch, dass in Chile preußische Uniformen getragen wurden. Ein weiteres sichtbares Zeichen stellt bis heute *el paso del ganso* (der Preußische Paradeschritt) bei den jährlichen Militärparaden dar. In seinem Buch »El paso del ganso« übt der Schriftsteller und Filmregisseur Alejandro Jodorowski Kritik am Militär im Allgemeinen und an den deutschen Aspekten im chilenischen Militär in Chile im Besonderen:

Am 18. September, unserem Nationalfeiertag, sagte mein Vater mit seiner nicht sehr hohen, aber auch nicht sehr tiefen Stimme zu mir:

– Wir sind das, was wir sind, und haben, was wir haben, weil wir uns mit Angestellten umgeben haben, die uns zu verteidigen wissen. Ich bringe dich zum Halbrund des *Parque Marcial*, damit du unsere glorreiche Armee vorbeimarschieren siehst.

Da war der Präsident, geschützt im Schatten eines Pavillons, umgeben von seinen Ministern, er und sie, in perfekter Symmetrie. Die Soldaten, in kompakten Blocks, 20 Männer in der Breite und 40 in der Länge, mit Helmen in Form von Pilzen und Mickymausmasken. Als sie die Tribüne erreichten, hoben sie die Beine auf die Höhe ihres Bauchnabels an, um sie dann mit energischem Knall auf den Boden niederzusetzen. Mit einem verzerrten Lächeln, jeglicher Gesichtsausdruck war ihm untersagt, flüsterte mein Vater: »Vergiss es nie, mein Sohn, das ist der preußische Paradeschritt!« »Es hört sich wie ein Kugelregen an, es macht mir Angst! Warum tun sie das? Was nutzt es ihnen?« »Außer um Streuner zu erschrecken, nützt es Ihnen, um Ameisen zu töten!« »Aber was haben die Armen ihnen denn getan!?« »Nichts! ... Sie haben nur auf ihrem Weg existiert.«¹⁶ (Jodorowski 2001, S. 42)

In diesem literarischen Text wird eine Interpretation dieser Verflechtung angeboten, die auch Kritik, aber eine andere als die an der »germanischen Verhexung« beinhaltet. Die Übernahme von deutschen Militärsymbolen wird als lächerlich und sinnlos und als groteskes Begehren von Macht umgeschrieben. Die Ausweitung auf diese zwei Bereiche von Pädagogik und Militär sorgte mit dafür, dass »das Deutsche« zur hegemonialen Referenz in Chile wurde.

Die deutschen Siedler*innen waren bald eng vernetzt, verbunden durch den deutschen Ursprung, der, wenn auch nicht ohne Brüche und Entwicklungen, 100 Jahre spä-

16 Meine Übersetzung. Originaltext:

»El 18 de septiembre, nuestra Fiesta Patria, con su voz ni muy aguda ni muy grave, mi padre me dijo:

– Si somos lo que somos y tenemos lo que tenemos es porque nos hemos rodeado de empleados que saben defendernos. Te llevaré al hemiciclo del parque marcial para que veas desfilar a nuestro glorioso ejército.

Protegido por la sombra de un quiosco, allí estaba el Presidente rodeado por sus ministros; él y ellos, perfectamente simétricos. Los soldados, en bloques compactos, filas de veinte de ancho por cuarenta de fondo, cubiertos con cascos en forma de hongo y máscaras de Mickey Mouse, al llegar frente a la tribuna comenzaron a levantar sus piernas a la altura del ombligo para luego depositarlas en la tierra con enérgicos zapatazos. Disimulando una sonrisa de orgullo – toda expresión facial le estaba prohibida –, mi padre musitó: »¡No lo olvides nunca, hijo mío, ese es el paso del ganso!« »¡Suena como una lluvia de balazos, me da miedo! ¿Para qué les sirve?« »¡Aparte de asustar a los piojitos, les sirve para matar a las hormigas!« »¿Pero, qué les han hecho las pobres?« »Pues... ¡existir en su camino!«

ter auch dem Historiker Reinhard Schantz für seine Reise als Netzwerk dienen sollte. So wurde zum Beispiel im Deutschen Verein über die Etablierung der deutschen Schule in Valdivia entschieden. Sie wurde im Jahr 1858 mit 76 Kindern, von denen elf keine Deutschen waren, und einem Lehrer aus Deutschland ins Leben gerufen. Bernedo und Bilot arbeiteten heraus, dass Chile mit 27 deutschen Schulen im Jahr 2015 eines der Länder mit der relativ zur Einwohnerzahl höchsten Zahl deutscher Schulen außerhalb Deutschlands ist (vgl. Bernedo/Bilot 2016, S. 51).

Die deutsche Prägung wirkte sich auch in der Politik aus – aus La Unión ist zum Beispiel die erste Gouverneurin Südamerikas im Jahr 1925 hervorgegangen: Olga Boettchel Maetschl, welche als Nachfolgerin ihres Vaters von Präsident Pedro Aguirre Cerda für den Posten ernannt wurde und ihn für weitere zwei Regierungsperioden innehatte. Im Jahr 1971 wurde sie zur Hija Ilustre de la Ciudad (Berühmte Tochter der Stadt) ernannt (vgl. Krebs Kaulen/Tapia Guerrero/Schmid Anwandter 2001, S. 68).

1.3.2 Jüdische Einwanderung in Chile bis 1933

Die oben beschriebene Koexistenz deutscher Jüd*innen und nichtjüdischer Deutscher zerbrach in den 1930er-Jahren. Nichtdeutsche Jüd*innen gab es in Lateinamerika, darunter vereinzelt auch in Chile, seit Beginn der Kolonialzeit. Mario Matus Gonzáles weist darauf hin, dass ein Grund ihrer Präsenz in Lateinamerika die Inquisition und die erzwungene Konvertierung von sephardischen Jüd*innen unter der spanischen Krone des 16. Jahrhunderts war: Auch viele »Marranos«¹⁷, die zum Katholizismus konvertiert waren, jedoch ihren Glauben und ihre Zeremonien beibehaltenen wollten, wanderten aus. Der Autor weist daraufhin, dass, da in Amerika die Inquisition noch nicht etabliert war, die Nutzung der lusopho-hispanischen Route auch mit der Hoffnung auf ein Leben mit weniger Verfolgung verbunden war (vgl. Matus Gonzáles 1993, S. 38). Die »Offenheit« der Grenzen nach der Unabhängigkeit Chiles von der spanischen Krone im 19. Jahrhundert und die Verfolgungen von Jüd*innen im (ehemaligen) Osmanischen Reich bedingte eine größere jüdische Einwanderung, die sich auch erstmalig als Gemeinde organisierte. Zwischen 1890 und 1920 etablierten sich die ersten sowohl sephardischen als auch aschkenasischen jüdischen Gemeinden in Chile (vgl. ebd. S. 59).

Moshé Nel-El weist darauf hin, dass Chile im Zensus von 1930 4 207 000 Einwohner zählte, wovon 3697 der jüdischen Gemeinde angehörten (vgl. 1997, S. 297). Der größte Teil der jüdischen Gemeinschaft ließ sich in der Región Metropolitana (Santiago und Umgebung) und an zweiter Stelle in der Región del Bío-Bío und Araucanía nieder. So bestand im Jahr 1916 die erste jüdische Gemeinde Chiles in der Stadt Temuco¹⁸ aus Einwanderer*innen aus der ehemaligen mazedonischen Stadt Monastir.

17 Zu den »Marranos« und der Erinnerungsarbeit in Spanien heute siehe die Dissertation von Christian Riemenschneider (Göttingen, 2016), »Katholische Juden? Eine Ethnografie zu den Xuetes auf Mallorca«. Online-Version: <https://univerlag.uni-goettingen.de/handle/3/isbn-978-3-86395-212-9>. Auch bietet der Film »The Last Marranos« (von Frédéric Brenner und Stan Neumann; Frankreich, 1991) einige Überlegungen zu den noch bis in die 1990er-Jahre spürbaren Auswirkungen dieser Verfolgung in Portugal sowie zum gesellschaftlichen Umgang mit der Erinnerung daran.

18 Temuco ist heute das Zentrum des sogenannten »Mapuche-Konflikts«.

Ab 1933 standen die chilenischen Jüd*innen vor zwei Herausforderungen: der zunehmenden antisemitischen Propaganda in Deutschland und in Chile zu begegnen und den deutschen Jüd*innen zu helfen, die ihr Leben in Deutschland riskierten (vgl. Nel-El 1997, S. 300). Deutsche Jüd*innen, die sich bereits in Chile befanden, waren in den deutschen Organisationen, die sie mitbegründet hatten, nicht mehr willkommen. Böhm verurteilt dieses Moment als das Ende der Beziehungen zwischen deutschen Jüd*innen und nicht-jüdischen Deutschen: »Das Verhalten der deutschstämmigen Volksgruppen in Lateinamerika gegenüber den jüdischen Flüchtlingen aus Deutschland ist ein beschämendes Kapitel der Geschichte der Auslandsdeutschen, zumal es sich nicht einmal nach Kriegsende geändert hat« (1992, S. 281).

Zwischenfazit

Ana Belén García Timón führt an, dass die gesellschaftlichen Prozesse Europas im Chile des 19. Jahrhunderts stark nachhallten. Auf politischer Ebene hielten die »gerade geborenen Liberalen« Ausschau nach Frankreich als der Wiege der Aufklärung und Impulskraft der Wissenschaft und nach England aufgrund seiner industriellen Entwicklungen sowie nach (dem heutigen) Deutschland. Dies mag aus einer Überlappung von Prozessen resultieren. Direkt nach der Unabhängigkeit Chiles haben sich viele deutsche Geschäftsmänner in Valparaíso etabliert und sich nach den Engländern an zweiter Stelle an den Wirtschaftsbeziehungen Chiles und Europas beteiligt. Die Zunahme der wirtschaftlichen Beziehungen steht in Korrelation mit dem Ankommen der deutschen Siedler*innen (vgl. García Timón 2012, S. 51). 1854 waren die Deutschen nach den Engländern die zweitgrößte und zwischen 1865 und 1895 die größte migrantische Gruppe in Chile (vgl. ebd.). Als Gegenbild der Südeuropäer wird Deutschland als Modell von Ordnung und Arbeit idealisiert (vgl. ebd., S. 52).

Joaquín Fernando weist darauf hin, dass die Beziehungen, die Chile zu den Weltmächten Frankreich, England und Deutschland hatte, von einer eigentlich viel stärkeren Beziehung zu den USA begleitet wurden. Zugleich merkt er an, dabei werde jedoch die Idee propagiert, der germanische Einfluss sei der wichtigste für die Entwicklung des Landes sei, überspitzt zu sehen im Ruf Chiles als das südamerikanische Preußen (vgl. Fernando 2016, S. 119). Diese Anmerkung weist auf die Ebene der symbolischen Repräsentation hin und auf die Macht, die dieser Ebene zwar in Verbindung mit Ereignissen in der historischen Welt, aber doch auch weit darüber hinaus, im Fall der chilenisch-deutschen Geschichte zuzuschreiben ist. Ein Zitat aus der Dissertation von Mechthild Weiß veranschaulicht, wie der Eindruck dieses deutschen Einflusses in Chile, von dem Fernando spricht, entstehen kann. Als Doktorandin am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Göttingen war Weiß Ende der 1980er-Jahre in Chile. Sie beschreibt ihre Eindrücke von damals folgendermaßen:

Anlaß zur Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Auswanderung Deutscher nach Übersee im 19. Jahrhundert war für mich ein dreimonatiger Privataufenthalt in Chile im Jahre 1986, bei dem ich förmlich über die deutsche Kultur in Chile *gestolpert* bin. Die Konfrontation mit den deutschen Schulen, deutschen Kindergärten, deutschen Vereinen, mit Bauwerken *estilo alemán*, mit noch in der vierten Generation perfekt Deutsch sprechenden Deutschstämmigen, mit deutschen Fremdwörtern in

der spanischen Sprache wie *el kuchen*, *el strudel* oder *el kindergarten* weckten in mir das Interesse, mich eingehender mit der Geschichte der deutschen Auswanderung nach Chile zu befassen. (Weiß 2004, S. 17; Kursiv im Original)

Aus diesen Verflechtungen auf wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Ebene, im Bildungssystem und im militärischen Bereich sind Entwicklungen hervorgegangen, die den Kontext ausmachten, in dem deutsche Jüd*innen aufgrund der Verfolgungen in Deutschland während des Nationalsozialismus nach Chile geflohen sind.

Gerade vor diesem Hintergrund ist es auffallend, wie der Historiker Reinhard Schantz die Einwanderung von deutschen Jüd*innen in Chile und auch die Beziehungen von Nachfahr*innen von deutschen Siedler*innen im Süden Chiles zum Nationalsozialismus in seinem Reisebericht außen vor lässt, obwohl dieser genau jene Zeit umfasst. An einer einzigen Stelle lässt sich erahnen, dass es sich um eben dieses Schweigen auch innerhalb der deutschen Kolonie in Chile handelt. Dabei zitiert er den ehemaligen Direktor der deutschen Schule von Osorno, Fritz Körber, der ihm sagt:

Über die Deutsche Schule stelle ich auch eine Festschrift zusammen. Aber die Familiengeschichten und Ahnentafeln läßt man besser ruhen [...]. Fragen Sie deshalb nicht zu ausführlich. Manche, die neu zugezogen sind, behaupten, zur Besatzung der »Dresden« gehört zu haben. Aber die »Dresden« hätte ein Schiff wie die »Bremen« oder die »Europa« sein müssen, um alle diese Leute zu fassen. Andere wollen von den politisch verfolgten Achtundvierzigern abstammen, denen aber auch eine so gewaltige Fruchtbarkeit nicht zugetraut werden kann. Glauben Sie nicht alles, was man Ihnen erzählt, doch lassen Sie es sich nicht anmerken. Man feiert sich hier sehr gerne, und es wird zur eigenen Verherrlichung vieles gesprochen und geschrieben, was bei Tageslicht und in nüchternem Zustand nicht aufrecht zu halten ist. (Schantz 1950 (?), S. 76)

Diese Aussage wird unkommentiert stehengelassen. Das Gespräch nimmt weiter seinen Lauf und dreht sich um die Geschichte der Stadt zur Zeit der spanischen Kolonialisierung.

Das Geschick, ein Buch zu verfassen, das den Eindruck vermittelt, sich »ohne Lücken« lesen zu lassen, spricht für die Fertigkeiten des Autors. Die Fragen, die uns interessieren, werden damit nicht beantwortet. Dabei sind diese Verhältnisse Teil des sozialpolitischen Hintergrunds der Reise und somit auch des Textes, und das reflektiert zugleich das Verhältnis von Macht und Repräsentation, wie es von den postkolonialen Theoretiker*innen wie auch anderen als beabsichtigte Unterlassung des Zusammenhangs der Regionen der Welt und als Verschleierung der Gewalt, mit der diese Repräsentationen einhergehen und die von der Wissenschaft getragen wird, fortgesetzt wird: Hier werden die Spannungen zwischen nichtjüdischen und jüdischen Deutschen in Chile unsichtbar gemacht.